Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung.

1. Band. Philadelphia, September 1845. 8. Heft.

Der arme Pfarrvikar von Wiltshire.

Von Heinrich Zschokke.

Am 15. Dezember 1764.

Ich erhielt von Herrn Doktor Smart, meinem Patron, zehn Pfund Sterling, als den Betrag des halbjährigen Gehalts. Ich mußte den sauer verdienten Lohn noch unter mancher Unannehmlichkeit in Empfang nehmen.

Nachdem ich anderthalb Stunden im kühlen Vorzimmer des Herrn Rektors hatte warten müssen, erlaubte man mirs endlich, in sein Zimmer zu treten. Er saß im großen Lehnstuhle am Schreibtische; das Geld war schon gezählt. Er erwiederte meine Verbeugungen mit einem majestätischen Kopfnicken seitwärts, indem er seine schöne schwarzseidne Hausmütze ein wenig aus dem Nacken empor und wieder zurückschob. Wirklich hat er viel Würde. Ich kann mich nie ohne Ehrfurcht nahen. Ich glaube, ich würde zu dem Könige selbst nicht mit größerer Ehrerbietung hintreten.

Er nöthigte mich nicht zum Sitzen, obwohl er wissen konnte, daß ich den Morgen schon eilf englische Meilen gemacht hatte bei schlechtem Wetter, und vom anderthalbstündigen Stehen im Vorzimmer auch nicht viel Trost für die müden Beine gehabt. Er wies mit der Hand auf das Geld.

Mir schlug das Herz gewaltig, als ich nun mit der lange überlegten und wohl eingelernten Bitte um einige Gehaltsvermehrung hervortreten wollte. Daß ich doch meine Schüchternheit in den allerunschuldigsten, ja ich darf sagen, in den gerechtesten Sachen nicht ablegen kann! Mit einer Angst, als wollt' ich ein Verbrechen begehen, hob ich zweimal vergebens an. Gedächtniß, Worte und Stimme verließen mich. Der Schweiß stand mir plötzlich in großen Tropfen auf der Stirn.

Was wollen Sie eigentlich? fragte er sehr leutselig.

—Ich bin—Alles ist theuer—kaum im Stande, mit dem geringen Gehalt in diesen Zeiten auszukommen.

Geringer Gehalt, Herr Vikar? Wo denken Sie hin? Ich kann jeden Tag einen andern Vikar um fünfzehn Pfund Sterling Jahrgehalt haben!

Um fünfzehn Pfund! Nun ja, wenn er ohne Familie ist, mag er's mit dem Gelde wohl machen.

Ihre Familie, Herr Vikar, hat sich doch nicht vermehrt, hoffe ich? Sie haben ja nur zwei Töchter.

Ja, Ihro Hochwürden. Aber diese wachsen heran. Meine Jenny, die älteste, ist nun achtzehn Jahre, und Polly, die jüngere, bald zwölf Jahre alt.

Desto besser. Können die Mädchen nicht arbeiten?

Ich wollte antworten. Er ließ mich aber nicht zum Worte kommen, sondern stand auf und sagte, indem er gegen das Fenster ging und mit den Fingern an den Scheiben trommelte: „Ich habe heute unmöglich Zeit, mich weiter einzulassen. Ueberlegen Sie's, ob Sie mit fünfzehn Pfund des Jahrs die Stelle behalten wollen, und melden Sie mir's dann. Können Sie nicht, so wünsche ich Ihnen eine bessere Vikarstelle zum Neujahrsgeschenk.

Er verbeugte sich höflich gegen mich und schob wieder an der Mütze. Ich strich hastig das Geld ein und empfahl mich seiner Huld. Ich war wie angedonnert. So kalt hatte er mich noch nie empfangen und abgefertigt. Ohne Zweifel bin ich bei ihm verleumdet. Nicht ein-

mal bot er mir, nach bisheriger Gewohnheit, ein Mittagessen an. Ich hatte darauf gehofft, denn ich war nüchtern von Erekelade in aller Frühe fortgegangen. Nun kaufte ich mir in der Vorstadt bei einem Bäckerladen, an dem ich vorüber ging, ein Brod, und machte mich damit auf den Rückweg.

Wie niedergeschlagen war ich auf dem Wege. Ich weinte, wie ein Knabe. Die Thränen fielen auf das Brod, indem ich es hungrig verschlang.

Pfui, Thomas! Schäme dich deines Kleinmuths. Lebt der alte Gott nicht mehr? Und wenn du nun die ganze Stelle verloren hätteſt? Jetzt ſind es ja nur fünf Pfund weniger? Freilich der vierte Theil des ganzen kleinen Jahrlohns! freilich auf den Tag im Durchſchnitt kaum zehn Pences, wovon drei Perſonen ſich nähren und kleiden müſſen. Was iſt's denn weiter mehr? Der die Lilien auf dem Felde kleidet! Der den jungen Raben ihr Futter gibt! Man muß vom alten Wohlleben etwas abbrechen.

Am 16. Dezember.

Ja, ich glaube, Jenny iſt ein Engel. Ihre Seele iſt noch ſchöner, als ihr Leib. Beinahe muß ich mich ſchämen, ihr Vater zu ſein. Sie iſt viel beſſer und frömmer, als ich.

Geſtern hatte ich nicht den Muth, den beiden Mädchen unſer bevorſtehendes Unglück zu verkünden. Als ich es heute that, ward Jenny ernſt, dann plötzlich wieder freundlich, und ſagte: Biſt du unruhig, Vater?

Sollte ich nicht?

Nein, du ſollteſt nicht.

Liebes Kind, wir kommen nie aus Schuldennoth und Sorgen. Ich weiß nicht wie wir beſtehen werden. Es fehlt uns ſo Vieles! Wer gibt es nun bei fünfzehn Pfund, die kaum für Lebensmittel hinreichen.

Statt der Antwort legte Jenny ſchmeichelnd ihren Arm um meinen Nacken, und wies mit der andern zum Himmel: Der dort! ſagte ſie.—

Polly ſetzte ſich auf meinen Schoos, ſtreichelte mir das Geſicht und ſagte: „Ich will dir was erzählen. Mir träumte dieſe Nacht, es ſei Neujahr, und der König ſei nach Erekelade gekommen. Das war dir eine Pracht. Der König ſtieg vor unſerer Hausthür vom Pferde, und kehrte bei uns ein. Da hatten wir unſere Noth mit Kochen und mit Braten. Der König aber ließ von ſeinen eigenen Speiſen bringen in goldenem und ſilbernem Geſchirr. Draußen ſchollen Pauken und Trompeten. Und denke dir, bei Pauken- und Trompetenklang brachte man dir auf einem Atlaskiſſen zum Neujahrsgeſchenk eine goldene Biſchofsmütze. Sie ſah etwas närriſch aus, ungefähr wie die ſpitzen Hauben der Biſchöfe im alten Bilderbuch. Du nahmſt dich aber darin recht gut aus. Doch mußte ich mich faſt außer Odem lachen. Da weckte mich Jenny. Ich war recht böſe darüber. Der Traum von dem Neujahrsgeſchenk hat gewiß etwas zu bedeuten. Bis Neujahr ſind ja nur noch vierzehn Tage.

Ich ſagte der Polly: Träume ſind Schäume. Sie aber ſagte: Träume kommen von Gott.

Zwar glaube ich an ſo etwas nicht. Doch will ich den Traum aufſchreiben, um zu ſehen, ob er ein tröſtender Wink des Himmels war. Ein Neujahrsgeſchenk wäre ja doch möglich, das uns Allen wohl zu Statten käme.

Den ganzen heutigen Tag habe ich gerechnet. Ich rechne nicht gern. Das Rechnen und Geldweſen macht mir den Kopf wüſt und das Herz leer und doch ſchwer.

Am 17. Dezember.

Meine Schulden ſind, Gott ſei Dank, nun alle, bis auf eine, abgetragen. An fünf verſchiedenen Orten zahlte ich ſieben Pfund Sterling und eilf Schilling; bleiben mir alſo baar zwei Pfund und neun Schilling. Damit ſoll ich ein halbes Jahr haushalten. Helfe mir Gott!

Die ſchwarzen Hoſen, welche ich beim Schneider Cutbay ſah, muß ich nun wohl ungekauft laſſen, obgleich ich ſie dringend nöthig hätte. Sie ſind zwar ſchon getragen, doch noch gut im Stande, und der Preis wäre billig, aber Jenny hat einen Rock noch nöthiger. Das gute Kind dauert mich, wenn ich es bei der ſtrengen Kälte im leichten Kamelotkleide ſehen muß. Polly kann mit dem Kleide zufrieden ſein, das

ihr die Schwester aus ihrem alten sehr künstlich zusammengeflickt hat.

Auch meine Theilnahme an der Zeitung, die ich bisher mit dem Weber Westburn hielt, muß ich aufgeben. Das thut mir weh. Hier in Grekelade erfährt man sonst nichts vom Laufe der Welt. Beim Pferderennen in Newmarket gewann der Herzog von Chumberland gegen den Herzog von Grafton eine Wette von 5000 Pfund Sterling. Es ist doch sonderbar, daß sich die Worte der Schrift immer so buchstäblich erwahren: Wer da hat, dem wird gegeben, und man kann hinzufügen: wer wenig hat, dem wird noch genommen. Ich muß noch fünf Pfd. von meinem armen Gehalt verlieren.

Pfui, Thomas, schon wieder murrend! Und warum? Und warum? Wegen der Zeitung, die du nicht mehr mithalten kannst?—Schäme dich. Wirst es ja doch wohl von Andern erfahren, ob General Paoli auf Korsika die Freiheit behaupten werde. Die Franzosen haben den Genuesen freilich Hilfstruppen zugesagt; aber Paoli hat zwanzigtausend Mann alter Soldaten.

—

Am 18. Dezember.

Ach, wie glücklich sind wir armen Leute doch! Um ein Spottgeld hat Jenny einen braven Weiberock bei der Trödlerin Barde gekauft, und nun sitzt sie da, und trennt ihn in Polly's Gesellschaft auf, um einen neuen daraus für sich zu machen. Jenny versteht das Handeln und Feilschen besser, denn ich. Aber man giebt ihr auch lieber nach, wenn sie so englisch-mild bittet. Nun ist Freude über Freude im Hause. Am Neujahrstage will Jenny zum ersten Mal im neuen Rocke erscheinen. Polly macht hundert lustige Glossen und Prophezeiungen dazu. Ich wette, der Bey von Algier hat sich nicht so sehr über das kostbare Geschenk der Venetianer gefreut, über die zwei Diamantenringe, die beiden mit Brillanten besetzten Uhren, die mit Gold ausgelegten Pistolen, köstlichen Teppiche, Pferdedecken, und die zwanzigtausend Zechinen baar ungerechnet.

Jenny meint, wir müssen uns ihren Rock am Mund absparen. Bis Neujahr wird kein Fleisch gekauft. Das ist ganz recht.

Der Weber Westburn ist ein edler Mann. Ich sagte ihm gestern die Zeitung auf, weil ich meines bisherigen Gehalts, vielleicht meiner ganzen Stelle, nicht sicher sei. Er schüttelte mir die Hand und sagte: So halte ich mir das Blatt allein, und Sie, Herr Vikar, lesen es doch mit mir.

Man muß nur nie verzagen. Es gibt der guten Menschen in der Welt mehr, als man glaubt, und unter den Armen mehr als unter den Reichen.

—

Abends, an demselben Tage.

Der Bäcker ist ein unfreundlicher Mann. Ob ich ihm gleich nichts mehr schuldig bin, machte er doch der guten Polly, als sie das Brod holte, und sie es gar klein und schlecht aufgegangen oder halb verbrannt fand, einen Zank, daß die Leute auf den Straßen still standen. Dann erklärte er zu meinen Handen, er gebe nichts mehr auf Borg; wir sollten unser Brod anderswo kaufen. Polly dauerte mich. Wir hatten genug zu trösten.

Ich weiß nicht, wie die Grekelader zu allen Nachrichten kommen. Jedermann im Dorfe spricht davon, der Rector Snart werde statt meiner einen andern Vikar anstellen. Das wäre mein Tod.

Der Metzger sogar muß davon Wink bekommen haben. Denn umsonst schickte er seine Frau nicht mit Klagen über schlechte Zeiten zu mir, und daß er unmöglich ferner sein Fleisch anders als gegen baare Bezahlung verkaufen könne. Die Frau war wirklich sehr höflich, und konnte nicht genug sagen, wie lieb und werth wir ihr wären. Sie rieth uns, zum Colswood zu gehen, um da unsere Fleischvorräthe einzukaufen; er sei ein vermöglicher Mann und könne mit dem Gelde leichter warten. Ich mochte der guten Frau nicht sagen, wie uns dieser Wucherer vor einem Jahre behandelte, als er uns das Pfund Fleisch um einen Penny theurer, denn andern Leuten, angerechnet hatte, und, da ihm sein Schwören und Fluchen nicht half, und er nicht leugnen konnte, rund heraus sagte: sein Geld, wenn er es ein Jahr lang ausstehen habe, müsse verzinset werden, und uns die Thür wies.

Noch besteht meine Baarschaft in einundvierzig Schilling drei Pences. Wie soll das enden, wenn wir Niemand mehr so viel vertraut, daß ich meine Lebensmittel am Ende eines Viertel-

jahrs bezahlen kann? — Und wenn Rektor Snart einen andern Vikar nimmt! — Da bin ich mit meinen armen Kindern auf die Gasse hinausgeworfen.

Nun, und Gott ist auch auf der Gasse!

Am 19. Dezember, in der Frühe.

Ich erwachte heute schon sehr früh und überlegte, was in meiner mißlichen Lage zu thun sei. Ich dachte wohl an Master Sitting, meinen reichen Vetter zu Cambridge; allein die armen Leute haben keine Vettern, nur die reichen. — Brächte mir der Neujahrstag die Bischofsmütze aus Polly's Traum, wäre mir das halbe England verwandt.

Folgenden Brief habe ich an den hochwürdigen Herrn Doktor Snart geschrieben und der heutigen Post mitgegeben:

„Ich schreibe mit bangem Herzen. Denn Jedermann sagt, daß Ew. Hochwürden einen andern Vicar, statt meiner, anstellen. Ich weiß nicht, ob das Gerücht Grund habe, oder nur entstanden ist, weil ich einigen Personen von der Unterredung gesagt habe, die ich mit Ihnen hatte.

Dero mir anvertrautes Amt habe ich mit Eifer und Treue verwaltet, Gottes Wort lauter und rein gelehrt, keine Klage über mich vernommen; selbst mein innerer Richter verurtheilt mich nicht. Ich bat demuthig um eine kleine Zulage meines geringen Gehalts. Ew. Hochwürden sprachen von Verminderung meines Lohns, der kaum hinreicht, mir und meiner Familie die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu bestreiten. Möge Ihr menschenfreundliches Herz entscheiden.

Unter Ew. Hochwürden seligem Vorgänger habe ich sechszehn, unter Ihnen anderthalb Jahre gedient. Ich bin ein Fünfziger; mein Haar beginnt grau zu werden. Ohne Bekannte, ohne Gönner, ohne Aussicht auf ein anderes Amt, ohne Kenntniß, mir auf andere Weise mein Brod zu schaffen, hängt mein und meiner Kinder Glück allein von ihrer Gnade ab. Lassen Sie uns fallen, bleibt uns keine andere Stütze als der Bettelstab.

Meine Töchter, allmälig erwachsen, verursachen, bei aller Einschränkung, größere Ausgaben. Die älteste Tochter, Jenny, vertritt bei der Jüngern Mutterstelle und führt das Hauswesen. Wir halten keine Magd; meine Tochter ist die Magd, die Köchin, die Wäscherin, die Schneiderin, die Schusterin sogar; so wie ich der Zimmerman, der Maurer, der Schornsteinfeger, der Holzspalter, der Gärtner, Bauer und Holzträger meines Hauses bin.

Mit uns war bisher Gottes Barmherzigkeit. Keines ward krank. Wir hätten keine Arznei bezahlen können. Crekelade ist ein kleiner Ort.

Meine Töchter boten sich vergebens an, für andere Haushaltungen Arbeiten zu machen, zu waschen, zu flicken, zu nähen. Selten empfingen sie eine Arbeit. Hier zu Lande hilft sich jede Haushaltung selbst; Niemand ist reich.

Es wäre ein herbes Schicksal, wenn ich ferner mit zwanzig Pfund Sterling im Jahr mich und die Meinigen durchbringen sollte; es wäre das traurigste, wenn ich es mit fürfzehn Pfund versuchen müßte. Aber ich vertraue auf Ihr Erbarmen und auf Gott, und bitte Ew. Hochwürden, mich wenigstens aus der Angst reißen zu wollen."

Nachdem ich den Brief geschrieben, warf ich mich auf die Knie, während ihn Polly zum Postboten trug, und betete um glücklichen Ausgang. Da ward es mir im Gemüth wunderbar hell und wohl. Ach, ein Wort zu Gott ist immer ein Wort von Gott. Ich ging so leicht aus meinem Kämmerlein hervor, und war doch so schwer hineingegangen.

Jenny saß am Fenster bei der Arbeit. Sie saß da mit einer Ruhe, Seligkeit und Anmuth wie ein Engel. Es strahlte von ihrem Antlitze, wie Licht. Ein schwacher Sonnenblick durch das kleine Fenster verklärte das ganze Zimmer. Mir war himmlisch wohl. Ich stellte mich an's Pult und schrieb meine Predigt: Von den Freuden der Armuth.

Ich predige in der Kirche eben so viel mir selber, als Andern. Und geht Keiner gebessert aus der Kirche, bin ich es doch; und schöpft keine Seele Trost aus meinen Worten, schöpfe ich ihn doch. Es geht dem Geistlichen, wie dem Arzt. Er kennt die Kraft seiner Arzneien, aber nicht immer ihre Wirksamkeit auf die Natur aller Kranken.

An demselben Tage Morgens.

Am Morgen erhielt ich ein Billet, das mir ein Fremder aus dem Wirthshause schickte, welcher daselbst übernachtet hatte. Der Unbekannte bat mich wegen dringender Angelegenheiten auf einen Augenblick zu sich.

Ich ging zu ihm. Es war ein hübscher junger Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren, von edeln Gesichtszügen und vielem Anstande. Er trug einen alten, abgeschabten Ueberrock, und Stiefeln, an denen der gestrige Koth verhärtet war. Sein runder Hut, obwohl ursprünglich kostbarer, als der meinige, war doch weit verdorbener und abgerissener. Der junge Mensch schien, ungeachtet seiner übelbestellten Kleidung, von gutem Hause zu sein. Er trug wenigstens ein sauberes Hemd vom feinsten Linnen, wenn es ihm nicht etwa von einer mildthätigen Hand erst verehrt worden war.

Er führte mich in ein Nebenzimmer der Wirthsstube, bat tausendmal um Entschuldigung, mich bemüht zu haben, und entdeckte mir demüthig, er sei in der bittersten Verlegenheit, kenne Niemanden an diesem Orte, wo er gestern Abend angekommen wäre, und habe deswegen seine Zuflucht zu mir, als Geistlichen, nehmen wollen. Er wäre, setzte er hinzu, seines Gewerbes ein Komödiant, jetzt ohne Anstellung, und im Begriff, nach Manchester zu reisen. Nun aber sei er mit seinem Gelde zu Ende, so, daß er nicht einmal genug habe, den Wirth zu bezahlen, geschweige nach Manchester zu kommen. Demnach wende er sich in der Verzweiflung an mich. Mit zwölf Schilling wäre ihm geholfen. Er wolle mir, wenn ich ihm den Vorschuß machen könne, das Geld, sobald er wieder bei einem Theater angenommen sein würde, ehrlich und dankbar zurückstellen. Sein Name sei John Fleetman.

Er hätte nicht nöthig gehabt, seine Noth und Angst mir so ausführlich zu schildern. In den Zügen seines Gesichts lag noch mehr Kummer und Unruhe, als in seinen Worten. Allein in meinem Gesichte las er vermuthlich etwas Aehnliches; denn wie er die Augen zu mir aufschlug, erschrack er und sagte: Wollen Sie mich hülflos lassen?

Ich erklärte ihm nun ganz unumwunden meine Lage: daß er nicht weniger von mir als den vierten Theil meiner Baarschaft begehre, daß ich sogar in größter Ungewißheit über die fernere Dauer meines Amtes schwebe.

Plötzlich kalt, und wie in sich zurückgesunken, sagte er: Sie rechnen einem Unglücklichen Ihr Unglück vor. Ich fordere von Ihnen nichts. Ist denn Niemand anders in Crekelade, der, wenn auch keinen Reichthum, doch Mitleiden hat?

Ich sah den Herrn Fleetmann verlegen an, und schämte mich ein wenig, ihm meine böse Lage vorgestellt zu haben, um dahinter ohne Erröthen hartherzig sein zu können. Zugleich sann ich umher unter meinen Crekeladern, und getraute mich nicht einen zu nennen. Ich kannte ihre Herzen vielleicht zu wenig.

Dann trat ich ihm einen Schritt näher, und legte meine Hand auf seine Schulter und sagte: „Herr Fleetmann, Sie thun mir leid. Haben Sie noch ein wenig Geduld. Sie wissen, wie arm ich bin. Ich will Ihnen helfen, wenn ich kann. In einer Stunde gebe ich Ihnen Bescheid.“

Ich ging nach Hause. Unterwegs dachte ich: Sonderbar, warum der Fremde sich eben zuerst an mich wendet, und der Komödiant an einen Geistlichen. Ich muß etwas in meiner Natur haben, das den Instinkt der Unglücklichen und Begehrenden magnetisch anzieht. Denn was in Noth ist, spricht mich an, der doch das Wenigste zu geben hat. Sitze ich bei Fremden am Tische, kann ich darauf zählen, hat unter den Gästen Einer einen Hund, wird der Hund unabtreiblich seinen Blick auf die Bissen richten, die ich esse, und vertrauensvoll seinen Kopf mit der naßkalten Schnauze auf eins meiner Knie legen.

Daheim erzählte ich den Kindern, wer der Fremde sei, und was er von mir begehre. Ich wollte Jenney's Rath hören. Sie sagte mitleidig: Ich weiß, Vater, was du denkst, darum habe ich dir nichts zu rathen.

Und was denke ich denn?

Du denkst, ich will gegen den armen Komödianten sein, wie ich wünsche, daß Gott und der Doktor Smart gegen mich sein möchten.

Das hatte ich wohl nicht gedacht; aber ich

wünschte es gedacht zu haben. Ich suchte die zwölf Schilling hervor und gab sie an Jenny, dem daß sie Reisenden die Gabe brächte. Ich mag nicht gern das leidige Danken mit anhören, weil es mich demüthigt. Undank erhöht mich. Auch wollte ich mich nicht in der Ausarbeitung meiner Predigt stören lassen.

An demselben Tage Abends.

Der Komödiant ist gewiß ein guter Mensch. Als Jenny vom Wirthshause zurückgekommen war, wußte sie viel von ihm zu erzählen, nicht minder auch von der Wirthin. Diese Frau hatte es sogleich herausgebracht, daß ihr Gast einen leeren Beutel habe, und Jenny konnte es ihr nicht läugnen, daß ich ihm etwas Reisegeld schicke. Da mußte Jenny eine lange Strafpredigt anhören über den Leichtsinn des Gebers, wenn man selbst nichts habe; über die Gefahr, Landstreicher zu unterstützen, wenn man die eigenen Kinder nicht kleiden könne. Das Hemd sei näher als der Rock. Selber essen mache fett, u. s. w.

Ich war eben wieder an meiner Predigt, als Herr Fleetmann hereintrat. Er wollte, sagte er, Crekelade nicht verlassen, ohne seinem Wohlthäter zu danken, durch welchen er aus der peinlichsten Verlegenheit gerissen sei. Jenny war daran, den Tisch zu decken. Wir hatten Rüben und einen Eierkuchen. Ich lud den Reisenden ein, mit uns zu Mittag zu essen. Er schlug es nicht aus. Er mochte es wohl nöthig haben; denn er hatte sich im Wirthshause von seinem Frühstück schwerlich satt gegessen. Polly mußte Bier holen. Wir hatten lange nicht so gut gelebt.

Herr Fleetman schien sich bei uns zu gefallen. Er hatte sein voriges Kummergesicht ganz verloren; doch blieb ihm das, unglücklichen Leuten eigene, schüchterne, verlegene Wesen. Er meinte, wir wären sehr glücklich, und das bestätigten wir ihm auch. Er meinte, ich sei wohlhabender und reicher, als ich das Ansehen haben wollte zu sein. Darin irrte er sich. Ohne Zweifel blendeten den guten Menschen die Ordnung und Reinlichkeit unserer Zimmer, die Klarheit der Fenster, die Sauberkeit der Umhänge, des Tischgeräths, des Bodens, der Firniß unserer Tische und Stühle. In den Hütten der Armuth pflegt man gewöhnlich den Unflath überall zu sehen, weil arme Leute nicht zu sparen wissen. Ordnung und Reinlichkeit aber, das predigte ich meiner seligen Frau und meinen Töchtern immer, sind die ersten aller Sparmittel. Jenny ist darin Meisterin. Sie übertrifft beinahe die Mutter, und bildet ihre Schwester Polly glücklich nach. Ihrem scharfen Auge entgeht kein Fliegenfleck.

Unser Gast war mit uns Allen bald sehr bekannt und traulich. Doch sprach er weniger von seinem, als unserm Schicksal. Der arme Mensch muß einen schweren Kummer auf dem Herzen haben, ich will nicht glauben, auf seinem Gewissen. Ich bemerkte, daß er oft plötzlich im Gespräch abbrach und sich verfinsterte, dann sich anstrengte, wieder heiter zu sein. Tröste ihn Gott.

Als er nach dem Essen von uns ging, gab ich ihm noch manchen wohlgemeinten Rath mit auf den Weg. Ich weiß es, Komödianten sind ein etwas leichtes Völkchen. Er aber versprach mir heilig und theuer, sobald er Geld habe, meinen Vorschuß zurückzusenden. Es muß ihm damit sehr ernst sein; denn er sah sehr ehrlich aus und fragte mehrmals, wie lange ich mit dem Rest meiner Baarschaft glaube die nothwendigsten Bedürfnisse der Haushaltung bestreiten zu können.

Seine letzten Worte waren: Es ist unmöglich, Ihnen kann es in dieser Welt nicht übel gehen. Sie haben den Himmel in der Brust, und zwei Engel Gottes neben sich. Bei diesen letzten Worten deutete er auf Polly und Jenny.

Am 20. Dezember.

Der Tag verstrich sehr ruhig, doch kann ich nicht sagen, angenehm. Denn der Krämer Loster schickte mir die Rechnung vom Jahre. Sie war für die von ihm genommenen Waaren größer, als wir erwartet hatten, ob wir gleich nichts genommen, was nicht auch von uns aufgeschrieben worden wäre. Allein er hatte bei allen Artikeln im Preise aufgeschlagen; sonst traf seine Rechnung redlich mit der unsrigen zusammen.

Das Schlimmste ist der Rückstand meiner Schuld vom vorigen Jahre bei ihm. Er bat

um Zahlung derselben, weil er in größter Geldverlegenheit sei. Die Gesammtsumme aber betrug achtzehn Schilling.

Ich begab mich zu Herrn Loster. Er ist ein sehr höflicher und billiger Mann. Ich hoffte ihn mit einer Zahlung auf Rechnung zu beruhigen, und versprach, den Rest auf Ostern abzutragen. Er war aber nicht zu bewegen, und bedauerte, daß ihn die Noth zwingen könne, zu den äußersten Mitteln zu greifen. Wenn er es vermöchte, würde er gern warten; allein binnen drei Tagen habe er einen Wechsel, der auf ihn gestellt sei, zu tilgen. Einem Kaufmann gehe der Kredit über Alles.

Dagegen ließ sich nichts mehr einwenden, nachdem meine wiederholten Bitten eitel gewesen waren. Hätte ich es sollen gegen mich zur richterlichen Betreibung kommen lassen, wie er drohte? Ich schickte ihm das Geld und zahlte die ganze Schuld ab. Nun ist aber auch mein ganzes Vermögen auf eilf Schilling herabgeschmolzen. Gebe der Himmel, daß mir der Komödiant den Vorschuß bald zurückschicke; sonst weiß ich nicht, wie mir helfen.

Nun, wenn du es denn nicht weißt, du Kleingläubiger, weiß es Gott. Warum ängstigt sich dein Herz? Was hast du denn verbrochen? Armuth ist ja keine Sünde.

Am 24. Dezember.

Man kann doch auch beim Wenigsten recht froh sein. Wir haben tausend Freude an Jenny's neuem Rock. Sie steht darin, schön wie eine Braut. Aber sie will ihn erst zum Neujahrstage das erste Mal öffentlich in der Kirche tragen.

Sie rechnet mir jeden Abend nun vor, mit wie geringen Unkosten sie den Tag die Haushaltung bestritten hat. Freilich müssen wir schon Abends sieben Uhr in's Bett, um Lampenöhl und Kohlen zu sparen. Daran liegt auch nicht viel. Die Mädchen sind am Tage desto fleißiger, und plaudern im Bette bis Mitternacht. Wir haben von Rüben und Gemüse schönen Vorrath. Jenny meint, sechs bis acht Wochen wolle sie uns durchhelfen, ohne Schulden zu machen. Das wäre nun wohl ein Kunststück ohne Gleichen. Und bis dahin hoffen wir Alle, werde Herr Fleetmann, als ehrlicher Mann, Wort halten und meine Darlehen zurückzahlen. Wenn ich zu der Hoffnung bedenkliche Miene mache, kann Jenny wahrhaft in Eifer gerathen. Sie läßt auf den Komödianten nichts Uebels kommen.

Er ist unser Gespräch. Besonders machen sich die beiden Mädchen mit ihm zu schaffen. Seine Erscheinung brachte in die Einförmigkeit unsers Lebens etwas Neues. Ein halbes Jahr lang gibt er uns wohl zur Unterhaltung Stoff. Lustig ist besonders Jennys Zorn, wenn die muthillige Polly sagt: Aber er ist ein Komödiant!—Dann erzählt Jenny von den berühmten Schauspielern in London, die sogar mit dem Prinzen des königlichen Hauses essen dürfen; und sie will sogar behaupten, Fleetmann werde einer der ersten Schauspieler von der Welt werden. Er habe große Anlagen, vielen Anstand und wohlgewählte Redensarten. Ja freilich, sagte die schelmische Polly heute sehr witzig, schöne Redensarten! Er hat dich ja einen Engel Gottes genannt. Und dich auch! rief Jenny ärgerlich. Ganz gut, ich ging mit in den Kauf, erwiederte ihr Polly, aber dich sah er dazu an.

Die Plaudereien und kindischen Neckereien meiner Kinder erwecken mir doch Besorgniß.— Polly wächst heran, Jenny ist achtzehnjährig. Welche Aussichten habe ich, die armen Kinder versorgt zu sehen? Jenny ist ein wohlerzogenes, sittsames, hübsches Mädchen; aber Erekelade kennt unsere Armuth. Daher sind wir wenig geachtet, und es wird sich schwerlich ein Mann für Jenny finden. Ein Engel ohne Geld ist heutigen Tages nicht halb so viel werth, als ein Teufel mit einem Sack voller Guineen. Das Einzige hat Jenny von ihrem zarten Gesicht, es sieht sie Jedermann freundlicher an. Hat ihr doch sogar der Krämer Loster, als sie ihm das Geld brachte, ein Pfund Rosinen und Mandeln zum Geschenk gegeben und die Versicherung, er bedaure sehr, von mir das Geld nehmen zu müssen, aber er wolle mir wieder, wenn ich bei ihm Waare nehme, bis Ostern kreditiren. So viel versprach er mir nicht einmal selbst.

Wenn ich mit Tode abginge, wer würde sich meiner verlassenen Kinder annehmen? — Wer? Nun, doch ihr Vater im Himmel. Sie sind zum Glück so weit, daß sie irgendwo in

Dienst treten können. Ich will mich nicht um das Künftige härmen.

Am 26. Dezember.

Das waren zwei saure Tage. Das Weihnachtsfest ist mir noch nie so schwer geworden. Ich hielt meine zwei Predigten in zwei Tagen fünfmal in verschiedenen Kirchen. Der Weg in die Dörfer war abscheulich, Wind und Wetter fürchterlich. Das Alter läßt sich in mir allmählig verspüren. Es geht nicht mehr so frisch und kräftig, wie ehemals. Freilich, Kohl und Rüben täglich, mager geschmalzt, — das Glas frischen Wassers dazu, geben nicht viel Nahrung.

Ich habe beide Tage beim Pächter Hurst zu Mittag gespeißet. Die Leute sind doch auf dem Lande bei weitem gastfreundlicher, als hier im Städtchen, wo seit einem halben Jahre Niemand daran gedacht hat, mich zu sich einzuladen. Ach, hätte ich meine Töchter bei mir am Tische haben dürfen! Welch ein Ueberfluß! Hätten sie am Weihnachtsfeste nur haben können, was von dem Ueberreste der Mahlzeit des Pächters Hunde bekamen! Nun, sie haben ja doch am Ende noch Kuchen bekommen, und leben jetzt, während ich schreibe, recht herrlich daran. Es war gut, daß ich den Muth hatte, als mir der Pächter und seine Frau noch mehr zu Essen aufdrangen, ihnen zu sagen: wenn sie es erlauben wollten, möchte ich meinen Töchtern das Schnittchen Kuchen mitbringen. Die herzguten Leute packten mir ein Säckchen voll, und ließen mich, weil es erbärmlich regnete, in ihrem Wagen nach Crekelade fahren.

An Essen und Trinken zwar ist im Grunde wenig gelegen, wenn man nur hat, den Hunger und Durst nothdürftig zu stillen. Doch läßt sich nicht läugnen, es ist auch um behagliche Pflege des Lebens eine angenehme Sache. Man denkt heller, man fühlt wärmer.

Ich bin sehr müde. Meine Gespräche mit dem Pächter Hurst waren merkwürdig. Ich will sie morgen aufschreiben.

Am 27. Dezember.

Da haben wir nun die volle Freude erlebt! Aber man muß sich auch in der Freude mäßigen. Die Mädchen müssen das auch lernen und sich darin üben. Darum lege ich das angekommene Geldpäckchen unentsiegelt hin, das mir der Herr Fleetman schickt. Ich thue es nicht auf bis nach dem Mittagessen. — Meine Töchter sind Evenstöchter; sie sterben bald vor Neugier zu wissen, was Herr Fleetmann schreibt. Nun lesen sie die Aufschrift, und das Päckchen läuft in einer Minute dreimal von der Hand der Einen in die der Andern.

In der That ich bin mehr bestürzt, als erfreut. Ich habe Herrn Fleetman nicht mehr als zwölf Schilling geliehen, und er schickt mir fünf Pfund Sterling zurück. Gott sei Dank! er muß eine gute Anstellung erhalten haben.

Wie doch Freud' und Leid wechseln! — Ich war diesen Morgen zum Alderman, Herrn Fieldson, gegangen, weil man mir gestern als Gewißheit erzählt hatte, der Fuhrmann Brook zu Wotton-Basset habe sich Schulden halber um's Leben gebracht. Ich hatte ihm vor eilf oder zwölf Jahren, wegen weitläufiger Verwandtschaft mit meiner seligen Frau, um hundert Pfund Sterling bei einem Kauf, den er gemacht, Bürgschaft leisten müssen. Nun habe ich die Bürgschaft noch nicht zurück. Der Mann hat in den letzten Jahren viel Unglück gehabt und sich dem Trunk ergeben.

Der Herr Alderman beruhigte mich aber sehr. Er sagte, daß er zwar auch von dem bösen Gerüchte vernommen; doch sei es sehr unwahrscheinlich, daß sich Brook entleibt habe. Auch wäre noch keine amtliche Nachricht eingelaufen. So ging ich getrost nach Hause, und betete unterwegs, Gott wolle mir ferner gnädig sein.

Da sprang mir Polly schon von weitem auf der Gasse entgegen und sagte ganz athemlos: Ein Brief von Herrn Fleetmann, Vater, mit fünf Pfund Sterling! Das Päckchen hat aber auch sieben Pences gekostet. Jenny überreichte mir mit freudenrothem Angesicht das Geldpäckchen, ehe ich noch Stock und Hut ablegen konnte. Die Kinder waren voll eitler Seligkeit halb närrisch. Da schob ich ihre Messern und Scheeren zurück und sagte: Nun sehet ihr, daß es weit schwerer ist, eine große Freude mit Gleichmuth und Gelassenheit zu ertragen, als ein großes Uebel? Ich habe euern Frohsinn oft

bewundert, wenn wir in der tiefsten Noth lebten, und nicht wußten, wovon wir uns den andern Tag ernähren möchten. Nun seid ihr beim ersten Lächeln des Glücks ganz außer Fassung. — Zur Strafe öffne ich das Päckchen und den Brief nicht eher als bis nach dem Mittagessen.

Jenny wollte mir zwar behaupten, sie freue sich nicht sowohl über das viele Geld, ob es uns gleich Noth genug thue, als über Herrn Fleetmanns außerordentliche Dankbarkeit, über seine Rechtschaffenheit; sie wünsche nur zu wissen, was er schreibe, wie es ihm ergangen sei. Ich blieb aber bei meinem Ausspruche: die kleine Neugier soll sich in Geduld üben lernen.

An demselben Tage Abends.

Die Lust hat sich in Traurigkeit verwandelt. Der Brief mit dem Gelde kam nicht von Herrn Fleetmann, sondern von Herrn Doktor Snart. Er kündigt mir, laut unserm bestehenden Vertrage, als Antwort auf meinen Brief, meine Stelle bis Ostern auf, womit unsere Rechnung für immer abgethan sei. Er meldete, ich könne mich bis dahin um eine andere Versorgung umsehen, und er habe deswegen mir nicht nur den Gehalt zu allfälligen Reisen vorausbezahlt, sondern auch dem neuen Vikar, als meinen Nachfolger, befohlen, falls ich nichts dawider hätte, meine kirchlichen Verrichtungen zu besorgen.

Also war das Geschwätz der Leute hier im Burgflecken doch nicht ungegründet, und so mag auch wahr sein, daß man sagt, der neue Vikar habe seine Anstellung darum so geschwind erhalten, weil er eine nahe Verwandtin des Doktors Snart, die, man wisse nicht von wem, schwanger sei, geheirathet habe. So verliere ich denn Amt und Brod wegen des Leichtsinns eines Mädchens, und werde mit meinen armen Kindern auf die Gasse hinausgestellt, weil sich ein Mann gefunden, der meine Stelle mit einer Ehrvergessenheit erkaufen konnte.

Jenny und Polly wurden todtenbleich, als sie, statt Herrn Fleetman, den Rektor reden hörten, und im Päckchen, statt des reichen Geschenks der Erkenntlichkeit, den bittern letzten Gnadenlohn meiner vieljährigen Amtsgeschäfte fanden. Polly warf sich schluchzend auf den Stuhl, und Jenny ging hinaus. Meine Hand zitterte, in der ich den Brief und die förmliche Entlassung hielt. Ich aber ging in mein Kämmerlein, schloß es hinter mir zu, fiel auf meine Knie und betete, während Polly laut weinte.

Ich stand erquickt und beruhigt auf vom Gebete und nahm die Bibel. Und die ersten Worte, welche mir in die Augen fielen, waren: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein. Jesajas, Kap. 43, V. 1. Da verschwand alle Furcht aus meiner Brust; ich sah empor und sagte: Ja, Herr, ich bin dein.

Weil ich Polly nicht mehr weinen hörte, ging ich in die Stube zurück. Da ich aber sah, daß sie auf den Knien lag, betend, ihre gefalteten Hände auf einen Stuhl gestützt, zog ich mich zurück in's Kämmerlein, und machte die Thür leise zu, um die liebe Seele doch ja nicht zu stören.

Nach einiger Zeit hörte ich Jenny kommen. Nun begab ich mich zu meinen Töchtern. Sie saßen beide am Fenster. Ich sah an Jenny's verweinten Augen, daß sie ihrem Schmerz in der Einsamkeit Luft gemacht hatte. Sie blickten beide schüchtern zu mir auf. Ich glaube, sie fürchteten sich, in meinem Gesichte eine Spur von Verzweiflung wahrzunehmen. Wie sie aber sahen, daß ich ganz getrost und heiter kam, und sie lächelnd anredete, wurden beide wohlgemuth. Ich nahm den Brief und das Geld, indem ich dazu ein Liedchen pfiff, und trug es in mein Pult. Sie sprachen den ganzen Tag kein Wort von der Begebenheit. Ich mochte sie auch nicht berühren. Bei ihnen war es ein schonendes Zartgefühl, bei mir Furcht, mich vor meinen Kindern schwach zu zeigen.

Am 28. Dezember.

Es ist gut, daß man den ersten Sturm vorüberfahren lasse, ohne seine Verwüstungen allzugenau ins Auge zu fassen. Wir haben alle sehr ruhig die Nacht geschlafen. Nun sprechen wir von dem Brief des Doktors Snart, und von meiner Amtslosigkeit, wie von einer alten Geschichte. Wir machen allerlei Plane für die Zukunft. Das bitterste in diesen Planen ist

daß wir drei uns nothwendig für eine Zeit trennen müssen. Es läßt sich vor der Hand nichts Besseres thun, als daß Jenny und Polly suchen in ehrbaren Häusern Dienste zu bekommen, während ich mich auf Reisen begebe, um irgendwo wieder ein Plätzchen und Brod für mich und meine Kinder zu finden.

Polly hat wieder ihre vorige gute Laune angenommen. Sie sucht wieder ihren Traum von der Bischofsmütze hervor, und belustigt uns damit. Sie zählt beinahe allzugläublich auf das Neujahrsgeschenk des Schicksals. Ich habe zuweilen an den Traum gedacht, aber ich glaube nicht dran.

Sobald der neue Vikar, mein Nachfolger, in Crekelade angekommen sein wird, und er in die Geschäfte eintreten kann, übergebe ich ihm meine Pfarrbücher und mache mich auf den Weg, mir ein anderes Brod zu suchen. Inzwischen schreibe ich heute nach Salisbury und Warmünster an ein paar alte Bekannte, daß sie trachten, meine Töchter als Köchinen oder Näherinnen, oder Stubenmädchen in achtbaren Familien unterzubringen. Jenny wäre auch eine gute Erzieherin für kleine Kinder.

In Crekelade lasse ich meine Töchter nicht; der Ort ist arm; die Leute sind hier unfreundlich, stolz, und haben eine widerliche kleinstädtische Art. Man spricht jetzt von nichts Anderm, als dem neuen Vikar. Einige bedauern, daß ich fort muß. Ich weiß nicht, wem es von Herzen geht.

Am 29. Dezember.

Ich habe heute an den Herrn Bischof von Salisbury geschrieben, und ihm meine traurige, hilflose Lage, die Verlassenheit meiner Kinder und meine vieljährigen, treuen Dienste im Weinberg des Herrn lebhaft dargestellt. Er soll ein menschenfreundlicher, frommer Mann sein. Gott regiere sein Gemüth! Unter den dreihundert und vier Kirchspielen der Landschaft Wiltshire sollte doch wohl endlich noch ein kleines Winkelchen für mich zu finden sein! Ich verlange ja nicht viel.

Am 30 Dezember.

Die Bischofsmütze aus Polly's Traum soll bald erscheinen, sonst muß ich in's Gefängniß wandern. Nun, sehe ich wohl, ist das Gefängniß unvermeidlich.

Ich bin halb ohnmächtig, und strenge mich umsonst an, wieder den alten Heldenmuth zu gewinnen. Selbst zum inbrünstigen Gebet fehlt mir's an Kraft. Der Schreck ist zu groß.

Ja, das Gefängniß ist unausweichbar! Ich will es mir recht viel sagen, damit ich mich an meine Aussicht gewöhne.

Der Allbarmherzige erbarme sich meiner lieben Kinder. Ich mag es, ich kann es ihnen nicht sagen.

Vielleicht hilft mir noch ein früher Tod von der Schmach. Ich fühle mein Gebein zermalmt. Es ist Fieberfrost in meinen Gliedern. Ich kann nicht schreiben vor Zittern.

Einige Stunden später.

Nun bin ich schon gefaßter. Ich wollte mich in den Arm Gottes werfen und beten. Aber mir ward nicht wohl. Ich legte mich aufs Bett. Ich glaube, ich habe geschlafen; vielleicht auch bin ich ohnmächtig gewesen. Es sind seitdem drei Stunden vergangen. Die Töchter haben meine Füße mit Kissen bedeckt. Ich bin am Körper matt, aber doch ist meine Seele wieder frisch. Alles, was geschehen ist, was ich gehört habe, schwebt mir wie ein Traum vor.

Der Fuhrmann Brook hat sich doch erhenkt. Der Herr Alderman Fieldson ließ mich berufen und gab mir die Botschaft. Er hatte ein obrigkeitliches Schreiben, nebst der Anzeige von meiner Bürgschaft, und daß Brook eine ungeheure Schuldenmenge hinterlassen habe. Er erinnerte mich, darauf zu denken, dem Tuchhändler Withiel zu Towbridge wegen den hundert Pfund Sterling Genüge zu leisten.

Herr Fieldson hatte wohl Ursache, mich aufrichtig wegen dieses unerwarteten Ereignisses zu bedauern. Großer Gott! Hundert Pfund Sterling! Wie soll ich die aufbringen? Wenn man mir und meinen Kindern alle Habschaft nimmt, ist sie beim Verkauf keine hundert Schilling werth. Brook galt sonst für einen rechtschaffenen und sehr reichen Mann. Ich dachte nicht, daß es so mit ihm enden würde. Das Vermögen meiner Frau verschwand während ihrer langwierigen Krankheit; mußte ich doch zuletzt die Aecker, die sie zu Bradford geerbt hatte, unter dem Preise verkaufen. —

Jetzt bin ich Bettler. Ach, könnte ich nur noch freier Bettler sein! Ich muß in's Gefängniß wandern, wenn Herr Withiel nicht großmüthig ist. An Zahlung ist nicht zu denken.

An demselben Tage Abends.

Ich schäme mich meiner Schwachheit. In Ohnmacht fallen! verzweifeln! Pfui! Und doch an eine Vorsehung glauben! Und ein Priester Gottes sein! Pfui Thoms!

Doch nun habe ich Alles wieder gut gemacht, und gethan, was ich sollte. Den Brief an Herrn Withiel zu Towbridge habe ich auf die Post getragen. Ich habe ihm mein Unvermögen, die eingegangenen Bürgschaftsverpflichtungen zu erfüllen, ehrlich angezeigt, und daß ihm freistehe, mich in den Schuldthurm führen zu lassen. Hat der Mann menschliches Gefühl, so wird er Mitleiden fühlen, wo nicht, so lasse ich mich hinschleppen, wohin er will.

Als ich von der Post kam, stellte ich den Muth meiner Kinder auf die Probe. Ich wollte sie auf das Böseste vorbereiten. Ach, die Mädchen dachten männlicher, als der Mann, und christlichgrößer, als der Priester.

Ich erzählte ihnen von Brook's Tode, von meiner Bürgschaft, von den möglichen Folgen derselben. Beide hörten mir ernst und ängstlich zu.

In's Gefängniß? sagte Jenny leise weinend und nahm mich in ihre Arme: Ach, du guter, armer Vater! — Nichts hast du verbrochen, und mußt so Vieles dulden. Aber ich gehe nach Trowbridge; ich werfe mich zu Withiels Füßen; ich stehe nicht auf, bis er dich freispricht.

Nein, rief Polly schluchzend, thu' es nicht! Kaufleute sind Kaufleute. Sie lassen für deine Thränen von der Schuld des Vaters keinen Farthing nach. Ich gehe zum Tuchhändler und verdinge mich ihm auf Lebenszeit bei Wasser und Brod zur wahren Leibeignen, bis durch meine Arbeit die Schuld des Vaters abgethan ist.

Unter solchen Planen wurden beide allmählig ruhiger. Aber sie sahen endlich auch das Eitle ihrer Hoffnungen ein. Zuletzt sagte Jenny: Wozu doch alle diese fruchtlosen Entwürfe? Ern arten wir die Antwort des Herrn Withiel. Will er grausam sein, so sei er's, Gott ist ja auch im Gefängnisse. Vater, geh' du ins Gefängniß. Vielleicht hast du es da besser, als jetzt mit uns in dem Elend unsers Lebens. Geh', denn du gehest ohne Schuld. Schande ist dabei für dich nicht. Wir beide aber verdingen uns als Mägde, und mit unserm Lohn wollen wir dir alle Bequemlichkeit verschaffen. Zuletzt schäme ich mich auch des Bettelns nicht. Für einen Vater zu betteln ist etwas Heiliges und Schönes. Von Zeit zu Zeit kommen wir und besuchen dich. Du sollst gut verpfleget werden. Wir wollen uns nicht mehr fürchten.

Jenny, du hast Recht! sagte Polly: Wer sich fürchtet, glaubt an keinen Gott. Ich fürchte mich nicht. Ich will recht froh sein, so froh, wie ich's sein kann, getrennt vom Vater und von dir.

Solche Redensarten erhoben mein Herz.— Fleetmann hatte bei'm Abschiede Recht, daß er sagte, ich hätte zwei Engel des Herrn zur Seite.

Am Sylvester-Tage.

Das Jahr ist geendet. Ich danke dem Himmel, es war, mit Ausnahme einiger Stürme, ein herrliches, ein freudenreiches Jahr! Zwar hatten wir oft kaum satt zu essen — doch wurden wir satt. Zwar kamen zu meinem elenden Gehalt oft bittere Sorgen; allein die Sorgen sogar brachten ihre Freuden. Nun freilich habe ich kaum so viel Vermögen, um mir und meinen Kindern das Leben noch ein halbes Jahr lang zu fristen; allein wie viele Menschen haben nicht so viel, und wissen nicht, wovon den nächsten Tag leben! Meine Stelle habe ich freilich verloren; — bin in meinen alten Tagen ohne Amt und Brod; — es ist möglich, daß ich künftiges Jahr im Gefängnisse wohnen muß, getrennt von meinen guten Töchtern. Allein Jenny hat Recht: Gott wohnt auch im Gefängnisse!

Einem reinen Gewissen ist selbst in der Hölle keine Hölle, und schlechten Seelen ist selbst im Himmel kein Himmel. Ich bin sehr glücklich.

Wer entbehren kann, ist reich. Ein gutes Bewußtsein geht über Ehre vor der Welt. Erst

wenn man, was die Leute Schande und Ehre zu nennen pflegen, gleichgültig ansehen kann, ist man recht ehrwürdig.

Wer die Welt verschmähen kann, hat den Himmel. Ich verstehe das Evangelium von Christo täglich besser, seit ich es in der Schule des Schicksals lese. Die Gelehrten zu Oxford und Cambridge kommentiren nur Buchstaben, den Geist nicht. Die Natur ist die beste Auslegerin des Evangeliums.

Mit diesen Betrachtungen schließe ich heute das Jahr.

Es ist mir sehr lieb, daß ich seit einigen Jahren dieses Tagebuch fortsetze. Jeder Mensch sollte ein solches halten. — Man lernt aus sich selbst mehr, als aus den gelehrtesten Büchern. Wenn man sich durch Niederzeichnung seiner Gedanken und Empfindungen gleichsam täglich selbst abmalt, sieht man nun am Ende des Jahres, wie viel Gesichter man hat. Der Mensch ist sich in keiner Stunde gleich. Wer da sagt, er kenne sich selbst, hat nur Recht in dem Augenblick, da er es von sich sagt. Denn da fühlt er sich. Wenige wissen, was sie gestern waren; noch Wenigere, was sie morgen sein werden.

Auch dazu ist das Tagebuch gut, daß man festeres Vertrauen auf Gott und Vorsehung gewinne. Die ganze Weltgeschichte lehrt das nicht so lebendig, als die Geschichte der Gesinnungen, Urtheile und Gefühle von einem einzigen Menschen binnen zwölf Monaten.

Ich habe auch dies Jahr die Wahrheit des Erfahrungssatzes bestätigt gefunden: ein Unglück kommt selten allein; — aber wenn die Uebel am höchsten gestiegen sind, beginnen wieder die schönen Stunden. Dann bin ich, mit Ausnahme der ersten Erschütterungen, wirklich am vergnügtesten, wenn es am ärgsten geht; denn ich freue mich schon auf das Bessere, was nachkommt, und lache, weil mich nichts anfechten kann. Hinwieder bin ich, wenn Alles nach Wunsch geht, ängstlich und schüchtern, und mag mich nicht der Freude sorglos hingeben. Denn ich traue dem Frieden nicht. Das ist das empfindlichste Uebel, von dem man sich überraschen läßt. Auch ist es wahr, das jedes Unglück in der Ferne furchtbarer scheint, als es ist, wenn man es hat. Gewitterwolken sind in der Nähe nie so schwarz, als wenn sie aus der Ferne heranziehen.

Ich habe bei allen bösen Vorfällen mir's zur Gewohnheit gemacht, blitzschnell zu denken: welches können für mich die nachtheiligsten Folgen davon sein? — Dann mache ich mich ohne anders auf's Aeußerste gefaßt, und es kömmt selten.

Auch das finde ich gut. Ich spiele zuweilen wohl mit Hoffnungen, aber ich lasse die Hoffnungen nicht mit mir spielen. Die Hoffnungen im Zaum zu halten, denke ich nur, wie selten das Glück mir wohl will. Dann weichen alle Gaukeleien zurück, als ob sie sich vor mir schämten. Weh' dem, der ein Spiel seiner Hoffnungen ist! Er geht tanzenden Irrwischen in die Sümpfe nach.

Am Neujahrstage 1765, des Morgens.

Eine wunderliche und traurige Begebenheit eröffnet dieses Jahr. Folgendes ist der Hergang der Sache.

In der Frühe um sechs Uhr, da ich im Bette liegend über meine heutige Predigt nachdachte, hörte ich an der Hausthür pochen. Polly war schon in der Küche. Sie sprang hinaus, die Thür zu öffnen und nachzusehen. So frühe Besuche sind bei uns ungewöhnlich. Es trat ihr in der Dunkelheit des Morgens eine Mannsperson entgegen, die eine große Schachtel in dem Arm hielt und an Polly übergab mit den Worten: Herr — [den Namen verstand Polly nicht] übersendet dem Herrn Vikar die Schachtel, und er möchte Sorgfalt haben für den Inhalt.

Polly nahm mit freudiger Bestürzung die Schachtel. Der Träger derselben entfernte sich. Polly klopfte leise an meine Kammerthür, um zu hören, ob ich wache. Sie kam auf mein Antworten, und wünschte mir mit dem guten Morgen zugleich auch das gute Jahr, und setzte lachend hinzu: Siehst du, Väterchen, daß Polly prophetische Träume haben kann! Hier ist die verkündete Bischofsmütze! Nun erzählte sie, wie man ihr das Neujahrsgeschenk für mich übergeben habe. Es verdroß mich, daß sie nicht bestimmter nach dem Namen des unbekannten Gönners oder Wohlthäters gefragt habe.

Während sie hinausging, die Lampe anzuzünden und Jenny aus dem Bett zu rufen, kleidete ich mich an. Ich läugne nicht, daß ich vor Neugier brannte. Denn bisher waren die Neujahrsgeschenke für den Vikar in Crekelade eben so unbedeutend als selten gewesen. Ich vermuthete, mein Gönner, der Pächter, dessen Wohlgefallen ich erworben zu haben schien, wolle mich mit einer Schachtel voll Kuchen überraschen, und bewunderte seine Bescheidenheit, mir das Geschenk zu übersenden, ehe es Tag geworden.

Als ich in's Wohnzimmer trat, standen Polly und Jenny schon vor dem Tische bei der Schachtel, die sorgfältig versiegelt, mit einer Adresse an mich versehen und von ganz ungewöhnlicher Größe war, wie ich noch nie dergleichen Schachteln gesehen hatte. Ich hob sie, und fand sie ziemlich beschwert. — Im Deckel waren zwei sauber geschnittene runde Löcher.

Ich öffnete mit Jennys Hülfe die Schachtel sehr behutsam, weil mir der Inhalt zur sorgfältigen Behandlung empfohlen war. Ein feines weißes Tuch ward abgedeckt, und siehe da — — nein, unser Erstaunen ist nicht zu beschreiben. Wir riefen Alle, wie aus einem Munde: Mein Gott!

Da lag ein junges Kind, etwa sechs oder acht Wochen alt, schlummernd, in das feinste Linnen mit rosenfarbenen Seidenbändern zierlich eingefäscht. Es ruhete mit dem Köpfchen auf einem weichen blauseidnen Kissen, und war mit einem Bettdeckchen wohlgedeckt. Die Decke, so wie das Häubchen des Kindes, waren mit den kostbarsten Brabanter-Spitzen besetzt.

Wir standen einige Minuten lang stumm betrachtend da. Endlich brach Polly in ein närrisches Gelächter aus und rief: Was wollen wir damit anfangen? Das ist keine Bischofsmütze! Jenny berührte schüchtern mit der Fingerspitze die Wange des schlafenden Kindes und sagte mitleidig: Du armes Geschöpf, hast du keine Mutter, oder darfst du keine Mutter haben? — Großer Gott, ein so liebenswürdiges hilfloses Wesen verstoßen! Und sieh nur, Vater, sieh nur, Polly, wie ruhig und vertrauensvoll es schläft, um sein Unglück unbekümmert, als wenn es fühlte, es läge in Gottes Hand. Schlaf' nur, du armes verstoßenes Wesen! Deine Aeltern sind vielleicht zu vornehm für dich armes Geschöpf, und zu glücklich, um ihr Glück durch dich stören zu lassen. Schlaf' nur, wir verstoßen dich nicht. Man hat dich an den rechten Ort getragen. Ich will deine Mutter sein.

Wie Jenny so sprach, fielen ein paar große Thränen aus ihren Augen. Ich nahm das fromme, weichherzige Mädchen an meine Brust und sagte: Sei Mutter! Die Stiefkinder des Schicksals kommen zu den Stiefkindern. Gott prüft unsern Glauben — nein, er prüft ihn nicht, er kennt ihn schon. Darum mußte uns das verstoßene kleine Geschöpf zugetragen werden. Zwar wissen wir selbst nicht, wie uns in den nächsten Tagen das Leben fristen. Aber der weiß es, welcher uns zu Aeltern dieser Waise machte.

Also entschieden wir uns kurz. Das Kind schlief fort und fort sanft. Unterdessen erschöpften wir uns in Muthmaßungen über seine Aeltern, die wir ohne Zweifel kennen mußten, weil die Schachtel, laut Aufschrift, mir zugeschrieben war. Polly wußte uns leider vom Träger nicht mehr zu sagen, als sie schon erzählt hatte. Nun, während das kleine Wesen süß schlummerte, und ich meine heutige Neujahrspredigt von der Macht der ewigen Vorsehung durchlief, beriethen sich meine Töchter über die Pflege des armen Ankömmlings. Polly freute sich kindisch: Jenny schien sehr bewegt zu sein. Mir war es, als wenn ich mit dem Anfang des neuen Jahres in eine Zeit der Wunder träte, und — sei es Aberglauben, oder nicht — als wenn das Kindlein ein mir zugesandter Schutzgeist in der Noth wäre. Ich kann nicht aussprechen, wie heiter ich athmete, wie stillselig meine Gefühle waren.

An demselben Tage Abends.

Sehr erschöpft u. müde von meinem heiligen Tagwerk kam ich nach Hause. Bei dem äußerst verdorbenen Wege mußte ich doch meine Wanderung auf dem Lande zu Fuß machen. Aber dafür erquickte mich bei der Heimkunft manche frohe Nachricht, die Freude meiner Töchter, das frohe Stübchen. Mir stand der Tisch ge-

deckt, und auf demſelben eine Flaſche Wein zur Stärkung. Es war Neujahrsgeſchenk von unbekannter, gütiger Hand.

Vor Allem freute mich der Anblick des muntern Kindes in Jenny's Arm. Polly wies mir die ſchönen Bettchen unſers Pfleglings, das Dutzend ſeiner Windeln, die wunderſchönen Hauben und Nachtärmelchen, welche in der Schachtel geweſen waren, dann ein verſiegeltes Geldpäckchen, mit der Aufſchrift an mich, das man zu Füßen des Kindes gefunden hatte, als es erwachte und herausgenommen worden war.

Begierig, von der Herkunft meines kleinen, unbekannten Hausgenoſſen etwas zu erfahren, eröffnete ich das Päckchen. Es enthielt eine Rolle mit zwanzig Guineen, und einen Brief, der folgendermaßen lautet:

„Vertraungsvoll auf Ew. Wohlerwürden Frömmigkeit und Menſchenliebe übergeben Ihnen unglückliche Aeltern ihr theures Kind zur Pflege. Verlaſſen Sie daſſelbe nicht. Wir werden einſt, wenn wir uns Ihnen entdecken dürfen, dankbar ſein. Wir werden auch, was Sie unſerm Kinde leiſten, aus der Ferne mit unverwandtem Blick beobachten. Der liebe Knabe heißt Alfred. Er iſt ſchon getauft. Das Koſtgeld für das erſte Vierteljahr liegt beigeſchloſſen. Pünktlich wird Ihnen von drei Monaten zu drei Monaten die gleiche Summe ausbezahlt werden. Nehmen Sie ſich des Kindes an. Wir empfehlen es der Zärtlichkeit Ihrer edlen Jenny."

Polly, als ich den Brief las, ſprang hoch auf vor Freuden, und rief: Da haben wir die Biſchofsmütze! Gütiger Himmel, wie reich werden wir plötzlich! Nun fahre hin, armſelige Vikarſtelle!—Doch ich ſollte mich eigentlich nicht einmal ſo freuen. Nein, der Brief hätte doch wohl auch der edlen Polly Erwähnung thun können.

Wir laſen den Brief wohl zehnmal. Wir traueten unſern Augen beim Anblick des vielen Geldes auf dem Tiſche nicht. Welch ein Neujahrsgeſchenk! Der ſchwerſten Sorgen um unſere Zukunft war ich plötzlich entbunden. Aber auf wie ſeltſame, unbegreifliche Weiſe! Ich ſann vergebens die Reihe von Menſchen durch, die ich kannte, um unter denſelben einen einzigen zu entdecken, der vielleicht durch Stand und Geburt gezwungen wäre, ſeines Kindes Daſein verheimlichen zu müſſen, oder der ſolche Belohnungen für einen chriſtlichen Liebesdienſt gewähren könnte. Ich ſinne noch immer. Ich finde keinen. Und doch müſſen die vornehmen Aeltern mich und die Meinigen kennen.

Die Wege der Verſehung ſind wunderbar.

Am 2. Januar.

Das Glück überhäuft mich mit ſeinen Schätzen. Dieſen Morgen erhielt ich abermals ein Päckchen Geld von der Poſt mit zwölf Pfund Sterling, nebſt einem Brief von Herrn Fleetmann. Es iſt zu viel. Für den Schilling gibt er ein Pfund Sterling zurück. Es muß ihm ſehr gut gegangen ſein. Auch meldet er das. Ich kann ihm leider nicht danken, da er vergeſſen hat, ſeinen Aufenthaltsort zu nennen. Verhüte der Himmel, daß ich durch meinen gegenwärtigen Reichthum nicht übermüthig werde. Jetzt hoffe ich, Herrn Withiel Brooks Schuld nach und nach in Friſten ehrlich abzahlen zu können.

Wie ich meinen Töchtern ſagte, Herr Fleetmann habe geſchrieben, war ein neues Feſt. Ich begreife nicht, was die Mädchen mit Herrn Fleetmann haben. Jenny ward roth, und Polly ſprang lachend zu ihr und hielt ihr beide Hände vor das Geſicht. Da that Jenny, als wäre ſie recht böſe auf das kindiſche Mädchen.

Ich las Fleetmanns Brief vor. Ich konnte es kaum, denn der junge Mann iſt ein Schwärmer. Er ſagt mir Schmeicheleien, die ich nicht verdiene. Alles iſt bei ihm überſpannt. So auch, was er von der guten Jenny ſchreibt, Das arme, beſcheidene Mädchen dauerte mich, als ich las. Ich mochte meine Tochter dazu nicht anſehen. Indeſſen iſt die Stelle, ſie betreffend, merkwürdig. Sie lautet alſo:

„Als ich, edler Mann, aus Ihrem Hauſe ging, war mir, als ging ich aus meines Vaters Hauſe wieder in das wüſte Leben hinaus. Ich vergeſſe ſie zeitlebens nicht, wie wohl mir bei Ihnen war. Noch ſehe ich Sie immer vor mir, in Ihrer reichen Armuth, in Ihrer chriſtlichen Demuth, in Ihrer patriarchaliſchen See-

lenhoheit. Und die wunderliebliche, flatternde, schmeichelnde Polly; und die — ach, für Ihre Jenny gibt es ja kein Beiwort! — welches Beiwort gibt man den Heiligen, unter deren Berührung sich alles Irdische verklärt? Ich werde ewig des Augenblicks gedenken, da sie mir die zwölf Schillinge gab; ewig, ewig, wie sie mir tröstend zusprach. Verwundern Sie sich nicht, ich habe die zwölf Schillinge noch. Ich gebe sie um tausend Guineen nicht. Ich werde Ihnen vielleicht bald Alles mündlich erklären. Ich bin, seit ich athme, nie glücklicher und nie unglücklicher gewesen, als jetzt. Empfehlen Sie mich Ihren holdseligen Töchtern, wenn dieselben sich meiner noch erinnern mögen.'

Aus diesen Zeilen zu schließen, gedenkt er wieder nach Crekelade zu kommen. Es wäre mir lieb! ich könnte ihm meinen Dank bezeugen. Der junge Mensch hat mir vielleicht mit unmäßiger Erkenntlichkeit sein Alles gegeben, weil ich ihm damals die Hälfte meiner Baarschaft lieh. Das wäre mir leid. Leichten Sinnes scheint er zu sein; doch hat er gewiß ein redliches Gemüth.

Dem kleinen Alfred gefällt es bei uns. Das Kind hat heute schon Polly angelächelt, als Jenny es, wie eine junge Mutter, im Arm trug. Die Mädchen werden mit dem kleinen Weltbürger besser fertig, als ich vermuthen konnte. Aber es ist auch ein schönes Kind. Wir haben ihm eine zierliche Wiege gekauft und alle kleinen Bedürfnisse angeschafft in Fülle. Die Wiege steht neben Jenny's Bette. Sie wacht Tag und Nacht wie ein Schutzgeist über ihren zarten Pflegesohn.

Am 3. Januar.

Heute stieg der Herr Vikar Bleching mit seiner jungen Frau Gemahlin im Wirthshause ab, und ließ mich rufen. Ich begab mich sogleich zu ihm. Er ist ein angenehmer Mann, der viel Höflichkeit hat. Er eröffnete mir, daß er mein erwählter Nachfolger im Amte sei; daß er wünsche, seine Stelle, wenn ich nichts dagegen habe, sogleich einzunehmen; daß ich inzwischen das Pfründgebäude bis Ostern bewohnen könne; er werde einstweilen im Hause des Herrn Alderman Fieldson einige für ihn bereitete Zimmer beziehen.

Ich erwiederte, wenn es ihm Vergnügen mache, wollte ich ihm alle Amtsgeschäfte sogleich übergeben, um desto mehr Freiheit zu haben, mich nach einem andern Dienst umzuthun. Nur wünsche ich, in den Kirchen, in denen ich so lange Jahre das Wort des Herrn verkündigt habe, meinen bisherigen Zuhörern eine Abschiedspredigt halten zu können.

Darauf versprach er, Nachmittags zu mir zu kommen, um den Zustand des Pfründhauses zu besichtigen. Er ist wirklich mit seiner Gemahlin und dem Herrn Alderman am Nachmittag gekommen. Die junge Frau ist hochschwanger. Sie scheint etwas stolz und von vornehmer Abkunft zu sein; denn es war ihr im ganzen Hause nichts recht, und meine Tochter würdigte sie kaum eines Blickes. Als sie den kleinen Alfred in der Wiege sah, wandte sie sich zu Jenney und fragte: „Sind Sie schon verheirathet?" Die gute Jenny ward blutroth im Gesicht und schüttelte verneinend das Köpfchen, indem sie etwas leise dazu stammelte. Ich mußte dem armen Mädchen aus der Verlegenheit helfen. Frau Blechings hörte meine Erzählung mit großer Neugier an, und verzog den Mund und drehte mir den Rücken zu. Ich fand das sehr unanständig, sagte aber nichts. Als ich zu einer Tasse Thee einlud, ward mirs abgeschlagen. Der Herr Vikar scheint den Winken seiner jungen Gemahlin unbedingt gehorchen zu müssen.

Wir waren recht froh, des Besuches los zu werden.

Am 6. Januar.

Herr Withiel ist ein trefflicher Mann, seinem Briefe nach zu urtheilen. Er bedauert mich wegen meiner unglücklichen Bürgschaft, und spricht mir mit der Erklärung Trost zu, daß ich der Zahlung wegen in keine Unruhe gerathen solle, und wenn ich ihn auch erst in zehn Jahren oder nie zahlen könne. Er scheint mit meinen häuslichen Umständen bekannt zu sein, denn er spielt darauf sehr schonend an. Er hält mich für einen ehrlichen Mann; das freut mich am meisten. Auch soll er sich nicht geirrt haben. Ich werde nun selbst, sobald ich kann, nach Trowbridge reisen, und ihm Fleetmans zwölf Pfund Sterling auf Abschlag meiner ungeheuren Schuld bringen.

Wenn Jenny schon versichert, sie schlafe bedem kleinen Alfred gut, er halte sich des Nachts sehr ruhig und er wache regelmäßig nur einmal, da sie ihm denn zu trinken geben müsse aus seiner kleinen Schale: So macht mich das Mädchen doch etwas besorgt. Sie ist bei weitem nicht mehr so lebhaft, wie ehemals, obgleich sie weit heiterer und glücklicher zu sein scheint, denn da wir noch jeden Tag Nahrungskummer litten. Zuweilen bei ihrem Nähzeuge sitzt sie stumm und unbeweglich, mit offenen Augen träumend da, die sonst fleißigen Hände nachlässig in den Schoos hingesunken. Wenn man sie dann anredet, schrickt sie auf, und muß sich besinnen, was gesagt worden ist.

Offenbar kommt dies von der Unterbrechung der nächtlichen Ruhe, ob sie es dennoch nicht Wort haben will. Am Tage ein Schläfchen zu halten, dazu ist sie nicht zu bewegen. Auch behauptet sie, es sei ihr gar wohl.

Ich hätte nicht geglaubt, daß sie so eitel wäre. Fleetmanns Lobreden haben ihr ohne Zweifel nicht mißfallen; denn sie hat mir seinen Brief abgefordert, um ihn noch einmal zu lesen. Sie hat ihn mir noch nicht wiedergegeben, und behält ihn in ihrem Arbeitskorb! Meinethalben, das eitle Ding!

Am 8. Januar.

Meine Abschiedspredigt war von den Thränen der meisten Zuhörer begleitet. Nun erst sehe ich, daß ich doch den Gemeinden lieb war. Man hat mir von allen Seiten viel Verbindliches gesagt und mich mit Geschenken überhäuft. Nie habe ich so viele Lebensmittel und Leckerbissen aller Art und so viel Wein im Hause gehabt, als jetzt. Hätte ich ehemals nur den hundertsten Theil davon an manchem Nothtage besessen, ich würde mich für überglücklich gehalten haben. Jetzt schwimmen wir wirklich im Ueberflusse. Aber ein guter Theil davon ist auch schon wieder ausgewandert. Ich kenne einige arme Familien in Erekelade, und Jenny kennt deren noch mehr, als ich. Die lieben Leute freuen sich nun mit uns.

Ich fühlte mein Innerstes von jener Predigt tief ergriffen. Unter Thränen hatte ich sie geschrieben. Es war ja ein Scheiden von meiner ganzen bisherigen Welt, von meinem Berufe, von meiner Bestimmung.

Ich bin hinweggestoßen aus dem Weinberge, wie ein unnützer Knecht, und habe doch gearbeitet, nicht wie ein Miethling, und habe manche edle Rebe gepflanzt, manches verderbliche Reis hinweggeschnitten. Ich bin hinweggestoßen aus meinem Weinberge, wo ich Tag und Nacht gesorgt und gewacht, gelehrt, ermahnt, getröstet, gebetet habe. Ich wich von keinem Krankenbette; ich stärkte Sterbende im letzten Kampfe, mit der heiligen Hoffnung; ich ging den Sündern nach, ich ließ die Armen nicht einsam; ich rief die Verlornen wieder auf den Weg des Lebens. Ach, diese Seelen alle, die wie an meine Seele geknüpft waren, sind von mir losgerissen—warum sollte mein Herz nicht bluten?—Aber Gottes Wille geschehe!

Gern würde ich mich nun dem Herrn Doktor Snart erbieten, das Vikariat ohne allen Lohn beizubehalten, wenn mein Nachfolger nicht das Amt schon übernommen hätte! Ich bin der Armuth von Kindesbeinen an gewohnt, und die Sorgen haben mich nicht verlassen, seit ich aus den Knabenschuhen trat. Ich habe für mich und meine Töchter an Alfreds Kostgeld genug. Wir können für späte Jahre zurücklegen und sammeln, und uns mit unserer einfachen Nahrung begnügen. Ich wollte ja nicht mehr seufzen über Wind und Wetter, die über mein graues Haar gehen, wenn ich meinen Gemeinden noch das Gotteswort zutragen könnte.

Es sei! Ich will nicht murren. Die Thräne, welche auf dies Blatt fällt, ist keine Thräne der Unzufriedenheit. Ich flehe nie um Reichthum und gute Tage, und habe noch nie darum gefleht. Aber Herr, Herr! verstoße Deinen Knecht nicht auf immerdar aus Deinem Dienste wenn auch seine Kräfte gering sind. Laß mich wieder eingehen in Deinen Weinberg, und unter Deinem Segen Seelen gewinnen.

Am 13. Januar.

Meine Reise nach Trowbridge ist über alle Erwartung gut ausgefallen. Ich kam spät Nachts mit müden Füßen an in dem alten, freundlichen Städtlein, und konnte mich des Morgens erst spät vom Schlafe ermuntern. Nachdem ich mich sauber gekleidet hatte — seit meinem Hochzeittage ging ich nicht so zierlich;

die gute Jenny hatte für ihren Vater töchterlich geſorgt — verließ ich das Wirthshaus und ging zum Herrn Withiel. Er wohnt in einem prächtigen, großen Hauſe.

Er empfing mich anfangs etwas kalt; da ich aber meinen Namen nannte, führte er mich in ſein kleines, aber ſchönes Arbeitsgemach. Hier dankte ich ihm nun für ſeine große Güte und Nachſicht; erzählte, wie ich zu der Bürgſchaft gekommen, und welche harte Schickſale ich bisher getragen. Dann wollte ich ihm meine zwölf Pfund Sterling auf den Tiſch legen.

Herr Withiel ſah mich lächelnd und mit einer Art Rührung lange ſchweigend an, reichte mir dann ſeine Hand, ſchüttelte die meinige und ſagte: Ich kenne Sie ſchon. Ich habe mich genau nach Ihnen erkundigt. Sie ſind ein Biedermann. Nehmen Sie Ihre zwölf Pfund wieder zu ſich. Ich kann es nicht über mein Herz bringen, Sie in Ihren Umſtänden des Neujahrsgeſchenks zu berauben. Lieber füge ich eins bei, das Sie wohl ſo gütig ſind, mir zum Andenken zu nehmen.

Er ſtand auf, holte aus einem andern Zimmer eine Schrift, ſchlug ſie auf und ſagte: Sie kennen doch dieſe Bürgſchaft und Ihre Unterſchrift noch? Ich gebe ſie Ihnen und Ihren Kindern. Er riß das Papier in der Mitte durch und legte es in meine Hand.

Ich konnte keine Worte finden, ſo beſtürzt war ich. Meine Augen wurden naß. Er ſah wohl, daß ich ihm gern danken wollte und nicht konnte. Er ſagte: Still, ſtill! Kein Sylbchen mehr, ich bitte Sie; das iſt der einzige Dank, den ich von Ihnen verlange. Ich hätte dem unglücklichen Brook gern die Schuld geſchenkt, würde er ſich nur offen an mich gewendet haben.

Ich kenne keinen großmüthigern Mann, als Herrn Withiel. Er war allzugütig. Ich mußte ihm viel von meinem bisherigen Zuſtande erzählen. Er ſtellte mich darauf ſeiner Gemahlin und ſeinem Herrn Sohn vor. Er ließ aus dem Wirthshauſe mein Bündlein holen, worin ich die alten Kleider hatte, und behielt mich in ſeinem Hauſe. Es war fürſtliche Bewirthung. Das Zimmer, in welchem ich des Nachts ſchlief, die Teppiche, die Betten waren ſo prachtvoll und köſtlich, daß ich mich beinahe fürchtete, davon Gebrauch zu machen.

Am folgenden Tage ließ mich Herr Withiel in ſeiner ſchönen Kutſche nach Crekelade zurückfahren. Ich ſchied mit tief bewegtem Herzen von meinem Wohlthäter.

Meine Kinder weinten mit mir vor Freuden, als ich ihnen die Bürgſchaft zeigte: Seht, dies leichte Papier war noch die ſchwerſte Bürde meines Lebens, und ſie iſt großmuthsvoll vernichtet. Betet für das Leben und die Glückſeligkeit unſers Erretters.

Am 16. Januar.

Geſtern war der denkwürdigſte Tag meines Lebens.

Wie wir Vormittags im Zimmer beiſammen ſaßen, und ich den kleinen Alfred wiegte, Polly aus einem Buche vorlas und Jenny am Fenſter ſaß und nähte, ſprang ſie plötzlich vom Stuhl auf, und ſank todtenbleich zurück. Wir waren Alle erſchrocken, und fragten, was ihr geſchehen ſei. Sie erzwang ein Lächeln und ſagte: „Er kommt!“

Indem ging die Thüre auf, und in zierlichen Reiſekleidern trat Herr Fleetmann herein. Wir begrüßten ihn Alle recht herzlich, und freuten uns, ihn ſo unerwartet bald u., wie es ſcheine, in beſſern Umſtänden wieder zu ſehen, als das erſte Mal. Er umarmte mich; er küßte Polly; er verneigte ſich gegen Jenny, die ſich noch nicht vom Schrecken erholen konnte. Ihre Bläſſe entging ihm nicht. Er fragte ſehr bekümmert um ihr Befinden. Polly erklärte ihm Alles. Dann küßte er Jenny's Hand, als wollte er abbitten, ihr den Schrecken verurſacht zu haben. Es hatte nicht viel damit zu ſagen; denn das arme Mädchen glühte bald wieder, wie eine kaum aufgebrochene junge Roſe.

Ich befahl Wein und Kuchen zu bringen, meinen Gaſt und theuern Wohlthäter ſtattlicher, als das erſte Mal, zu bewirthen. Aber er lehnte es ab; er könne nicht lange bei uns verweilen; er habe Geſellſchaft bei ſich im Wirthshauſe. Doch auf Jenny's Bitten gehorchte er, und ſetzte ſich, den Wein mit uns zu theilen.

Da er von der Geſellſchaft, mit der er angekommen ſei, ſprach, glaubte ich, er ſei mit einer

Gesellschaft Komödianten, und fragte, ob sie hier in Erekelade zu spielen gedächten; der Ort wäre doch zu armselig. Er lachte laut auf, und sagte: „Wohl, eine Komödie spielen wollen wir, doch ganz unentgeldlich." — Polly war vor Freuden außer sich; denn sie hatte schon lange gewünscht, ein Schauspiel zu sehen. Sie sagte es auch sogleich zu Jenny, die den Wein und Kuchen brachte. Polly fragte: „Haben Sie viel Komödianten mit sich, Herr Fleetmann?" — Er antwortete: „Einen Herrn und ein Frauenzimmer, aber treffliche Spieler!"

Jenny schien voll ungewöhnlichen Ernstes. Sie senkte einen düstern und schweren Blick auf Fleetmann, und fragte ihn: „Sie — auch Sie werden auftreten?" — Sie sagte das mit der eigenen leisen und doch Mark und Bein durchzitternden Stimme, die ich nur selten, aber immer in den ernstesten Lebenstagen hörte, wenn es eine Entscheidung über unser Wohl und Wehe galt.

Auch den armen Fleetmann erschütterte dieser wunderbare Ton des Gerichtsengels. Er sah mit eben so ernstem Blick zu ihr hinüber, schien mit sich selbst wegen der Antwort zu kämpfen — trat endlich einen Schritt näher zu ihr und antwortete: „Miß, bei meinem und Ihrem Gott, darüber können nur sie entscheiden!"

Jenny senkte die Augen. Er sprach fort. Sie antwortete. Ich weiß nicht, was die Leute trieben. Sie sprachen; Polly und ich hörten ganz aufmerksam zu; wir beide verstanden kein Wort, oder vielmehr, wir hörten Reden ohne Sinn. Und doch schienen Fleetmann und Jenny nicht nur, was sie sagten, wohl zu begreifen, sondern, was mir am sonderbarsten vorkam, Fleetmann schien von Jenny's Antworten angegriffen zu sein, wiewohl sie wahre Nichtswürdigkeiten enthielten. Fleetmann faltete zuletzt die Hände wie zum Gebet inbrünstiglich, sah sogar mit thränenvollen Augen gen Himmel, und sagte wie mit einer schrecklichen Verzichtung: „Dann bin ich unglücklich!"

Polly hielt es endlich nicht mehr aus. Mit einer komischen Behendigkeit sah sie Eins um's Andere an, und rief endlich: „Ich glaube wahrhaftig, ihr beide fanget die Komödie schon an."

Er drückte Polly's Hand mit Heftigkeit, und sagte: „Ach, daß es wahr wäre!"

Ich machte dem Wirrwar ein Ende, goß Wein für Alle ein, und wir tranken zum Wohl unsers Wohlthäters. Fleetmann sagte, indem er anstieß, zu Jenny: Miß, im Ernst, mein Wohl?" — Sie legte die Hand auf ihre Brust, schlug die Augen nieder und trank.

Da ward Fleetmann plötzlich heiter. Er ging zur Wiege, betrachtete das Kind darin, u. als ihm Polly u. ich die Begebenheit erzählt hatten, sagte er lächelnd zu Polly: „Sie haben mich also nicht erkannt, da ich Ihnen das Neujahrsgeschenk überreichte?"

Wir alle riefen mit unglaublichem Erstaunen: „Wer? Sie?"

Nun erzählte er ungefähr folgendermaßen: „Ich heiße nicht Fleetmann, sondern ich bin Baronet Cecil Fayrford. In einem unseligen, vieljährigen Prozesse hielt meines Vaters Bruder, gestützt auf ältere, zweideutige Verträge, mir und meiner Schwester das gesammte Vermögen unsers verstorbenen Vaters zurück. Wir lebten bis dahin nur kümmerlich von dem, was unsere früher verstorbene Mutter von ihrem wenigen Vermögen hinterlassen hatte. Meine Schwester litt dabei am meisten von der Tyrannei des Oheims, der ihr Vormund war. Derselbe hatte sie schon dem Sohne eines seiner vertrautesten und mächtigsten Freunde zur Gemahlin bestimmt, meine Schwester hingegen sich heimlich dem jungen Lord Sandom zugesagt, dessen Vater aber damals noch lebte, der wider diese Vermählung war. Ohne Vorwissen des Oheims und des alten Lords geschah die Vermählung dennoch in geheimnißvoller Stille. Aber die Frucht dieser Ehe war der kleine Alfred. Es gelang, meine Schwester auf ein Vierteljahr, unter dem Vorwand, ihre Gesundheit herzustellen und Seebäder zu gebrauchen, unter meiner Aufsicht und Verantwortlichkeit aus dem Hause des Vormunds zu entfernen. Es war darum zu thun, nach ihrer Niederkunft das Kind in gute und unerforschbare Pflege zu geben. Ich hörte zufällig einen rührenden Zug von der Armuth und Menschenliebe des Pfarr-Vikars von Erekelade, und begab mich selbst hieher, mich zu überzeugen. Die Art, wie Sie mich aufnahmen, entschied.

Ich habe vergessen, zu sagen, daß meine Schwester nicht mehr in das Haus des Oheims zurückgekehrt ist. Denn schon vor vier Monaten gewann ich gegen ihn den Prozeß und trat in den Besitz meiner mir rechtmäßig gehörenden, väterlichen Güter. Während der Vormund einen neuen Prozeß gegen mich wegen Auslieferung meiner Schwester angehoben hat, ist vor wenigen Tagen der alte Lord, vom Schlage gerührt, gestorben, und mein Schwager erklärte nun seine Vermählung öffentlich. Damit ist der Prozeß vernichtet, auch die Ursache gehoben, das Geheimniß des Kindes länger zu verbergen. Die Aeltern sind mit mir gekommen, es abzuholen, so wie ich gekommen bin, Sie selbst mit Ihrer Familie abzuholen, wenn Sie meinen Antrag nicht verschmähen.

Während des Prozesses, den ich führte, blieb nämlich die Pfarrei unbesetzt, davon meiner Familie das Rektorat gehört. Es ist an mir, die Pfründe, welche über zweihundert Pfund Sterling mit den großen und kleinen Zehnten einträgt, zu vergeben. Sie, Herr Vikar, haben Ihre Stelle verloren. Ich kann nur glücklich sein, wenn Sie in meiner Nähe wohnen, und die Pfarrei annehmen."

Gott weiß allein, wie mir bei diesen Worten zu Muth ward. Meine Augen verdunkelten sich unter Freudenthränen. Ich streckte meine Hände aus nach dem Manne, der mir ein Bote des Himmels ward. Ich fiel an seine Brust. Dann umschlang ihn Polly mit Freudengeschrei. Jenny küßte dankbar die Hand des Baronets. Er aber riß sich mit sichtbarer Rührung los und verließ uns.

Noch hielten mich meine entzückten Kinder umarmt, noch vermischten sich unsere Thränen und Glückwünsche, als der Baron wieder hereintrat, mit ihm sein Schwager Lord Sandom und dessen Gemahlin. Diese, ein ungemein schönes junges Frauenzimmer, ohne uns zu begrüßen, ging zur Wiege des Kindes. — Da kniete sie vor dem kleinen Alfred, küßte seine Wange, und weinte mit ausgelassenem Schmerze und Entzücken. Der Lord hob sie auf, und hatte viele Mühe sie zu beruhigen.

Nachdem sie sich erholt und sich bei uns Allen wegen ihres Betragens entschuldigt hatte, dankte sie in den rührendsten Ausdrücken erst mir, dann Polly. Diese lehnte allen Dank von sich ab, und zeigte auf Jenny, die sich an's Fenster zurückgezogen hatte, und sagte: „Meine Schwester dort ist die Mutter!"

Lady Sandom ging zu Jenny und betrachtete sie lange stumm und angenehm überrascht, sah dann auf ihren Bruder zurück mit einem lächelnden Blicke und schloß Jenny in ihre Arme. Die gute Jenny in ihrer Demuth wagte kaum aufzusehen. „Ich bin Ihre Schuldnerin," sagte Mylady; „aber was Sie meinem Mutterherzen wohlgethan, kann ich unmöglich vergelten. Machen Sie mich zu Ihrer Schwester, liebenswürdige Jenny. Denn Schwestern sollen und dürfen nicht gegen einander rechnen." Wie sich beide umarmten, trat der Baronet hinzu. „Da steht mein armer Bruder," sagte Mylady; „sind Sie nun meine Schwester, so darf er auch ihrem Herzen näher stehen, liebe Jenny, darf er?"

Jenny erröthete und sagte: Er ist meines Vaters Wohlthäter.

Die Lady erwiederte: Wollten Sie nicht die Wohlthäterin meines armen Bruders sein? Blicken Sie ihn freundlich an. Wenn Sie wüßten, wie er Sie liebt!

Der Baronet nahm Jenny's Hand und küßte sie, und sagte, als Jenny sie sträubend zurückziehen wollte: Miß, wollen Sie mich unglücklich sehen? Ich bin es ohne diese Hand.

Jenny, in Verwirrung, ließ ihm die Hand. Da führte der Baronet meine Tochter zu mir, und bat, ich solle ihn als meinen Sohn segnen.

Jenny, sagte ich, es geht dir, wie mir. Träumen wir?—Wirst du ihn lieben können? Entscheide du!

Sie schlug die Augen zum Baronet auf, der in banger Unruhe vor ihr stand, und warf einen großen, durchdringenden Blick auf ihn; dann nahm sie in ihre beiden Hände seine Hand, drückte dieselbe an ihre Brust, blickte gen Himmel und sagte leise: „Gott hat entschieden!

Ich segnete meinen Sohn und meine Tochter. Beide umarmten sich. Es war eine feierliche Stille. Aller Augen waren naß.

Plötzlich sprang Polly, mit thränenvollen Augen lachend vor, und hing sich an meinen Hals, indem Sie rief: Da haben wir's! Alles Neujahrsgeschenk, siehst du, Bischofsmützen über Bischofsmützen!

Indem erwachte Alfred.

Es ist umsonst -- ich beschreibe diesen Tag nicht. Mein glückliches Herz ist zu voll. Und immerdar werd' ich gestört.

Die Verklaerungen.

Novelle von Heinrich Zschokke.

Eingang.

Zu der Genesung von unsern im Treffen bei Molite empfangenen Wunden—wir waren unsrer vier deutsche Hauptleute—trug nicht wenig die Anmuth, Pracht und Einsamkeit der Villa, die Gastfreundlichkeit und Güte unsers reichen Wirthes Ambrosio Faustino und die Huld seiner liebenswürdigen Gemahlin bei; am meisten aber die angenehme Entdeckung, daß der freigebige Faustino, sowie seine Gemahlin, von deutscher Herkunft waren. Er hatte sonst Faust geheißen, und war durch die seltsamste Verkettung der Umstände zu seiner Niederlassung in Italien, wie zur Verwandlung seines Namens bewogen worden.

Die wundersüße Lust, fern vom vaterländischen Boden deutsche Worte wechseln zu können, machte uns alle gegenseitig vertrauter.

Ich hatte Erlaubniß, meine Morgenstunden in Faustino's Büchersaal zuzubringen. Da fand ich in den prächtigen Reihen ausgewählter Werke auch einige Bände italienischer Handschriften, von Faustino selbst geschrieben. Es waren Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, vermischt mit Betrachtungen über Malerei und Bildhauerkunst. Als ich um die Gunst bat, sie lesen zu dürfen, war Faustino nicht nur so gütig, mir sie zu gewähren, sondern er schlug selbst einen der Bände auf, und deutete mit dem Finger, wo ich lesen sollte. Lesen Sie nur, sagte er, und glauben Sie mir, es ist Wahrheit, so unglaublich auch Alles zu sein scheint. Mir selbst, obwohl ich es doch erfahren habe, dünkt es zuweilen Täuschung meiner Einbildungskraft zu sein.

Er theilte mir noch eine Menge kleiner Nebenzüge mit.—Doch genug, dies zur Einleitung. Hier folgt das Bruchstück aus Faustinos oder vielmehr aus Faust's Denkwürdigkeiten.

Das Abenteuer zu Benzone.

Den zwölften September 1771 war ich bei Spilimbergo über den Tagliamentostrom gegangen. Ich näherte mich mit starken Schritten den deutschen Grenzen, dem Vaterlande, das ich seit manchen Jahren nicht wiedergesehen hatte. Doch mein Gemüth war voll unbeschreiblicher Traurigkeit. Es schien, als triebe mich eine unsichtbare Macht zurück. Es rief in mir beständig: Kehr' um!

Wirklich blieb ich auf der elenden Straße ein paar Mal stehen, sah mich nach Italien um, und wollte wieder nach Venedig zurück. Aber wenn ich dann dachte: was treiben? wovon leben? ging ich wieder vorwärts den finstern Bergen zu, die in Nebeln und Regen aufstiegen.

In der Tasche hatte ich nur noch weniges Geld, schwerlich genug, Wien zu erreichen, wenn ich nicht unterwegs betteln, oder Uhr und Wäsche und bessere Kleider, die ich im Tornister trug, verkaufen wollte. Den schönsten Theil meiner Jugendzeit hatte ich in Italien verlebt, um mich in Malerei und Bildnerei zu vollenden, und es endlich so weit gebracht, daß ich im siebenundzwanzigsten Jahre einsah, ich könne nichts Großes leisten. Zwar meine römischen Freunde hatten oft die Gefälligkeit gehabt, mir Muth einzusprechen. — Manche

meiner Stück. waren mir gelegentlich gut bezahlt worden.

Doch das tröstete wenig. Ich selbst mußte Schöpfungen verachten, die mir kein Genüge thaten. Ich trug das schmerzliche Gefühl, daß ich zu ohnmächtig sei und bleibe, die in mir lebenden Urbilder in's Leben zu rufen mit Pinsel und Meißel. Das brachte mich zum völligen Verzweifeln an mir selbst. Ich wollte nicht Geld, ich wollte die Gewalt der Kunst. Ich verwünschte meine verlornen Jahre, mich selbst. Ich ging nach Deutschland zurück. Noch hatte ich daselbst Freunde. Ich sehnte mich nach einer Einsamkeit, in der ich mich selbst vergessen könnte. Dorfschulmeister oder so etwas wollte ich werden, meinen verwegenen Ehrgeiz zu bestrafen, der nach Nebenbuhlerei mit Raphael und Angelo gestrebt hatte.

Das Regenwetter hatte schon einige Tage gewährt und meine Unbehaglichkeit vermehrt! Der Gedanke ward in mir oft wach: könnte ich nur sterben! — Ein neuer Regenschauer trieb mich abwärts vom Wege unter einen Baum. Da saß ich lange auf einem Felsblock, in grosSchwermuth die zerrissenen Entwürfe und Hoffnungen meines Lebens betrachtend. Ich sah mich in der Einöde eines wilden Gebirgs. Der kalte Regen fuhr in Strömen nieder. Nicht weit von mir brausete ein angeschwollener Gießbach durch die Felsen.

Was soll aus mir werden? seufzte ich. Ich sah nach dem Gießbach, ob er tief genug wäre, wenn ich mich hineinstürzen würde; ich ärgerte mich, nicht schon in Tagliamento meinen Leiden ein Ende gemacht zu haben. Da ergriff mich plötzlich unnennbare Angst — Todesangst. Ich schauderte wieder vor mir selber und meinen Entschlüssen oder Wünschen. Ich sprang auf, und rannte im vollen Regen weiter, als wollte ich mir selber entrinnnen. Es war schon Abend und ziemlich spät.

Ich kam an ein einzelnes großes Haus, unweit dem Orte Venzone. — Die eintretende Dunkelheit, die anhaltenden Regengüsse, meine eigene Müdigkeit bewogen mich zur Einkehr in dies Gebäude, welches das freundlich einladende Zeichen der Bewirthung für Fremde führte. Indem ich über die Thürschwelle trat, überfiel mich heftiges Schaudern, und die gleiche Todesangst, welche ich auf dem Felsblock im Walde empfunden hatte. Ich blieb unter der Thür, Odem zu schöpfen. Aber eben so schnell erholte ich mich. Wie in der warmen Wirthsstube das Leben der Menschen mich wieder anhauchte, fühlte ich mich leicht, wie ich seit vielen Tagen nicht gewesen. — Ohne Zweifel war Alles nur Anwandlung körperlicher Schwäche gewesen.—

Man hieß mich willkommen. Wohlgemuth warf ich das Ränzel auf den Tisch. Man zeigte mir eine kleine Nebenkammer, die nassen Kleider mit trockenen zu wechseln. Während des Umkleidens hörte ich hastiges Laufen auf den Treppen, Oeffnen der Stubenthür, schnelles Fragen nach mir und ob ich im Hause übernachten werde; ob ich zu Fuß gekommen, einen Torniſter getragen; blonde Haare habe und dergleichen mehr. Man ging; man kam wieder, und eine andere Stimme that ähnliche Fragen. Ich wußte das nicht zu deuten.

Als ich in die Wirthsstube zurücktrat, betrachteten mich aller Augen neugierig. Ich stellte mich, als bemerkt' ich's nicht. Doch plagte auch mich Neugier, warum man so angelegentlich nach mir geforscht habe, und lenkte das Gespräch aufs Wetter, vom Wetter auf's Reisen und auf die Frage, ob mehr Fremde im Hause wären? Allerdings, hieß es; eine vornehme Herrschaft aus Deutschland, bestehend aus einem alten Herrn, einem bildschönen, todtkranken Fräulein, einer betagten vornehmen Dame, vermuthlich des Fräuleins Mutter, einem Leibarzt, zween Bedienten, und zwo Kammerjungfern.

Die Herrschaft sei schon den Mittag angekommen, theils vom schlechten Wetter, theils von der Schwächlichkeit des Fräuleins aufgehalten. Nebenbei erfuhr ich sogleich, daß sowohl der Leibarzt, als der alte Herr, sich in der Wirthsstube mit großer Eile und beinahe mit Aengstlichkeit oder Erstaunen nach mir erkundigt hätten. Der Wirth versicherte, die Herrschaft kenne mich genau. Ich sollte hinaufgehen, ich würde gewiß alten Freunden und Bekannten begegnen, denn es schiene, als hätten sie mich erwartet.

Ich schüttelte den Kopf, überzeugt, daß hier Irrthum walte. Ich hatte in der ganzen Welt keine vornehme Bekanntschaft, am wenigsten mit Deutschen. Noch mehr bestätigte mich in meinem Glauben ein alter Bedienter der Fremden, welcher kam, sich zu mir an den Tisch setzte und in gebrochenem Italienisch Wein forderte. Da ich ihn in deutsch anredete, ward er froh, seine Muttersprache zu hören. Er erzählte mir nun von seiner Herrschaft, was er wußte. Der Herr war ein Graf von Hormegg, welcher seine Tochter nach Italien führte, um ihr eine Luftänderung zu verschaffen.

Je mehr der Alte trank, desto redseliger ward er. Düster hatte er sich anfangs zu mir gesetzt; bei der zweiten Flasche athmete er heiterer. Als ich ihm sagte, daß ich nach Deutschland zu reisen gedächte, seufzte er tief auf, blickte gen Himmel, und Thränen stiegen ihm in die Augen. „Könnte ich nur mit! könnte ich nur mit!" sagte er leise und inbrünstig zu mir. „Ich halte es nicht länger aus. Auf dieser Familie, glaube ich, ruht irgend ein Fluch. Es gehen da wunderbarliche Dinge vor. Ich darf's keinem Menschen vertrauen, und dürfte ich's, Herr, wer würde mir's glauben?"

Die traurige Reisegesellschaft.

Bei der dritten Flasche Weins gab sich indessen der alte Sebald, so hieß er, schon Erlaubniß, offenherzig zu sein.

„Herr Landsmann, sagte er, und sah sich im Zimmer schüchtern um; es war aber außer uns Niemand in demselben, wir saßen allein bei trübe brennender Kerze: „Herr Landsmann, mich macht man nicht blind. Hier ist Unsegen neben Hülle und Fülle des Reichthums — hier wirthschaftet der böse Geist selber, Gott sei uns gnädig! Der Graf ist steinreich, aber er schleicht einher, wie ein armer Sünder; man hört ihn selten sprechen. Er ist seiner Tage nicht froh. Die alte gnädige Frau, bei der Gräfin Hortensie Gesellschafterin oder Hofmeisterin oder dergleichen, sieht drein, wie das böse Gewissen, in beständiger Furcht. Die Gräfin selbst, — nun ja, ein Kind des Paradieses kann wohl schwerlich schöner sein, aber ich glaube, ihr Vater hat sie dem Teufel verkuppelt. Jesus Marie! was war das?"

Der erschrockene Sebald flog hoch vom Sitz auf und ward todtenblaß. Es war nichts als der Regenwind, welcher einen Fensterladen mit Heftigkeit zerschmetterte. Nachdem ich den Landsmann beruhigt hatte, fuhr er fort: Es ist kein Wunder. Man muß in beständigem Todesschrecken leben. Einer von uns wird und soll nächstens wieder sterben. Das habe ich von Jungfer Kathrinen gehört. Gott sei mir barmherzig. Könnte ich mich nicht zuweilen mit Kamerad Thomas beim Wein erholen — Herr, an Essen, Trinken und Geld fehlt es uns nicht, nur an frohem Muth — ich wäre längst davon gelaufen.

Es schien mir, Sebald fable, süßen Weins voll.

Woraus schließet Ihr, daß einer von euch sterben solle?

Da ist nichts zu schließen, erwiederte Sebald, es ist nur allzugewiß. — Die Gräfin Hortensie hat's gesagt; aber es darf's nur Niemand nachsagen. Sehen Sie, zu Judenburg hatten wir die gleiche Geschichte vor 14 Tagen. Die junge Gräfin verkündete einem von uns den Tod. Keiner glaubte daran, weil wir alle gesund waren.

Pfaff, stürzt, wie wir auf der Landstraße unterwegs sind, Herr Müller, der Sekretair des Grafen, ein allerliebster Mann, sammt Roß und allem Gepäck von der Höhe der Landstraße über die Felsen in den Abgrund, zehnmal tiefer als der Kirchthurm. Jesus Marie, das war ein Anblick! Hören und Sehen verging mir. Mann und Roß lagen zerschmettert. Wenn Sie durch das Dorf kommen, wo er begraben liegt, die Leute werden es Ihnen erzählen. Ich mag nicht mehr daran denken. Es ist jetzt nur die Frage, wer von uns wieder geliefert werden soll? Aber geschieht's — bei meiner armen Seele! so fordere ich vom Grafen auf der Stelle Abschied. Denn mit rechten Dingen geht's nicht zu. Mein alter Hals ist mir lieb; ich möchte ihn nicht im Dienst des Gottseibeiuns brechen.

Ich lächelte seiner abergläubigen Angst. Er aber schwor hoch und theuer, und flüsterte: Die Gräfin Hortensie wird von einer Legion böser Geister besessen. Vor einem Jahre ist sie mehrmals auf dem Hormegger Schloßdache

herumgelaufen, wie unsereins kaum auf ebenem Boden. Sie weissagt. Sie fällt oft unversehens in Entzückungen und sieht den Himmel offen. Sie schaut dem Menschen in's Innerste seines Leibes. Doktor Walter, gewiß ein redlicher Mann, behauptet, sie könne nicht nur durch die Leute hindurchsehen, als wenn sie von Glas gemacht wären, sondern sogar durch Thür und Wände. Es ist entsetzlich! In ihren vernünftigen Stunden ist sie ganz vernünftig. Aber, leider Gottes! in den unvernünftigen Stunden, wenn jemand anders aus ihr spricht, regiert sie uns. Hätten wir nicht auf der breiten Landstraße bleiben können? — Nun aber, gleich von Villach weg, mußten wir auf Saumrossen u. Maulthieren die elendesten Wege über die schrecklichsten Berge. Und warum? weil sie es so wollte. Wären wir auf der großen Straße geblieben, Herr Müller, Gott habe ihn selig! würde noch heute sein Glas Wein trinken.

Werbungsversuch.

Das Wiedereintreten der Wirthsleute in's Zimmer, die mir spärliches Nachtessen auftrugen, unterbrach Sebalds Plaudereien. — Er versprach mir noch manches Geheimniß zu offenbaren, wenn wir wieder allein sein würden. Er verließ mich. An seine Stelle setzte sich ein kleiner, hagerer, finsterer Mann, welchen Sebald beim Weggehen Herr Doktor nannte. Ich wußte also, daß ich wieder ein Mitglied der geheimnißvollen und traurigen Reisegesellschaft vor mir hatte.

Der Arzt sah mir lange schweigend beim Essen zu. Er schien mich zu beobachten. Dann fing er an französisch zu fragen, von wannen ich komme, wohin ich zu reisen gedächte? Als er hörte, ich sei ein Deutscher, ward er freundlicher, und ließ sich mit mir in der Muttersprache ein. Auf meine Gegenfrage vernahm ich, daß der Graf von Hormegg mit seiner kranken Tochter nach Venedig reise.

Wie wär's, sagte der Doktor, wenn Sie uns Gesellschaft leisten würden, da Sie doch eigentlich ohne bestimmten Beruf und Zweck nach Deutschland gehen? Sie sind der italienischen Sprache mächtiger, als wir Alle, kennen das Land, die Sitten, die gesündern Gegenden. Sie würden uns von großem Nutzen sein. Der Graf könnte Sie sogleich an die Stelle seines verstorbenen Sekretärs nehmen; freie Zehrung, behagliches Leben, sechshundert Gulden Gehalt, dazu die bekannte Freigebigkeit des Grafen--

Ich schüttelte den Kopf, und bemerkte, daß ich den Grafen, noch der Graf mich genug kenne, um vorauszusehen, ob wir einander anständig sein würden. Jetzt machte der Doktor die Lobrede des Grafen. Ich dagegen erwiederte, es würde schwer fallen, dem Grafen eben so viel zu meinem Vortheil zu sagen. O wenn's nur daran liegt! rief er hastig: Sie sind ihm schon empfohlen. — Verlassen Sie sich darauf.

Empfohlen? durch wen?

Der Doktor schien nach Worten zu suchen, um eine Uebereilung gut zu machen. Ei nun, durch die Nothwendigkeit. Ich darf Ihnen sagen, der Graf würde Ihnen hundert Louisd'or zahlen, wenn Sie — —

Nein, erwiederte ich, in meinem Leben habe ich nicht für den Ueberfluß, sondern nur für das Nothwendige gearbeitet. Von Kindheit auf war ich unabhängigen Lebens gewohnt. Ich bin nichts weniger als reich, aber meine Freiheit verkaufe ich nicht.

Der Doktor schien empfindlich. In der That aber lag voller Ernst in dem, was ich gesagt hatte. Dazu kam, daß ich schlechterdings nicht wieder nach Italien umkehren wollte, um meine Leidenschaft für die Kunst nicht von neuem mächtig werden zu lassen. Dann, ich läugne es nicht, war mir auch die plötzliche Zudringlichkeit des Doktors, und überhaupt das Wesen dieser Reisegesellschaft widerlich, obwohl ich eben nicht glaubte, daß die kranke Gräfin von einer Legion böser Geister besessen sei.

Als alles Zureden nichts vermochte, sondern mich nur widerwilliger machte, verließ mich der Arzt.

Ich stellte doch nun allerlei kleine Ueberlegungen an, erwog meine Armuth gegen das bequemliche Sein im Gefolge eines reichen Grafen, und spielte mit den wenigen Geldstücken in meiner Tasche, welche mein ganzer Reichthum waren. Doch blieb der Erfolg aller Ueberlegungen: Hinweg aus Italien! die Gotteswelt steht dir offen. Sei standhaft! Nur Friede in

der Brust, eine Dorfschulmeisterei und Unabhängigkeit! Ich muß mich erst in mir selber wieder zurecht finden. Ich habe ja Alles verloren — den ganzen Plan meines Lebens. Geld ersetzt das nicht.

Neuer Werbungsversuch.

Meine Verwunderung stieg nicht wenig, als ungefähr zehn Minuten nach des Doktors Abschied, ein Bedienter des Grafen erschien, und mich im Namen desselben ersuchte, ihn auf seinem Zimmer zu besuchen. Was in aller Welt wollen die Leute von mir? dachte ich. Aber ich versprach zu kommen. Das Abenteuer fing an, wo nicht zu belustigen, doch neugierig zu machen.

Ich fand den Grafen in seinem Zimmer allein; er ging mit großen Schritten auf und ab; ein hoher, starker, ansehnlicher Herr, im Aeußern viel Würde, in den Gesichtszügen etwas Angenehmes, doch Düsteres. Er trat mir sogleich entgegen; entschuldigte sich, mich gerufen zu haben, führte mich zu einem Sitz, sagte mir, was er von mir durch seinen Doktor gehört habe, und widerholte dessen Anträge, die ich eben so fest, als bescheiden, ablehnte. Er ging nachdenkend, die Hände auf den Rücken geschlagen, zum Fenster, kehrte rasch um setzte sich nahe zu mir, nahm meine Hand in die seinige und sagte: Freund, ich rufe Ihr Herz an. Mein Blick müßte mich sehr trügen, wenn Sie nicht ein biederer Mann wären. Also offen. Bleiben Sie bei mir.

Ich beschwöre Sie darum; nur zwei Jahre bleiben Sie. Zählen Sie dafür auf meine volle Dankbarkeit. Sie werden haben, wessen Sie bedürfen, und am Ende der Zeit zahle ich Ihnen ein Kapital von tausend Louisd'or aus. — So werden sie keine Reue über die in meinem Dienst verlornen paar Jahre empfinden.

Er sagte das so gütig und so bittend, daß mich sein hoher Ton eben so sehr rührte, als die Verheißung von dem ungeheuren Kapital, welches mir, bei geringen Bedürfnissen, für alle Zukunft ein sorgenfreies, unabhängiges Dasein zusicherte. Ich würde den Handel eingegangen sein, wenn ich mich nicht geschämt hätte, zu zeigen, wie ich mich am Ende um schnödes Geld hingebe. Aber von der andern Seite däuchte mir zugleich der glänzende Antrag verdächtig.

„Um solche Summen, gnädigster Herr," sagte ich, „stehen Ihnen vortrefflichere Talente zu Gebote, als die meinigen. Sie kennen mich nicht." Ich sprach ihm offen von meinen bisherigen Schicksalen und Beschäftigungen, und glaubte damit, ohne zu kränken, sein Anerbieten wie sein Verlangen zu beseitigen.

„Wir dürfen uns nicht wieder trennen!" rief er, und drückte bittlich meine Hand: „Wir dürfen nicht. Denn nur Sie habe ich gesucht. Ihretwillen, verwundern Sie sich immerhin, habe ich die Reise mit meiner Tochter unternommen; Ihretwillen habe ich von Villach her den elenden Weg gewählt, um Sie nicht zu verfehlen; Ihretwillen bin ich in dies Wirthshaus eingekehrt."

Ich sah den Grafen mit großen Augen an, und meinte, er habe etwa Laune, sich über mich lustig zu machen. „Wie konnten Sie mich aufsuchen, da Sie mich nicht kannten; da kein Mensch weiß, welchen Weg ich wandere; da ich's selbst noch vor drei Tagen nicht wußte, ob ich auf dieser Straße nach Deutschland gehen würde."

„Nicht so?" fuhr er fort: „Diesen Nachmittag ruhten Sie in einem Walde. Sie saßen in einer Wildniß, voller Kummer; Sie lehnten an einem Felsblock unter einem großen Baum. Sie betrachteten einen Waldstrom. Sie rannten mit Heftigkeit im Regen weiter. Ist's nicht so? Gestehen sie mir offenherzig. Ist's nicht so."

Bei diesen Worten verging mir fast die Besinnung. Er sah meine Bestürzung und sagte: „Wohl ist's so! Sie sind der rechte Mann, den ich suche."

„Aber," rief ich — und, ich läugnete es nicht, mich wandelte abergläubiges Grausen an — ich zog meine Hand aus der seinigen: „Aber wer hat mich beobachtet? Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Meine Tochter," erwiederte er, „meine kranke Tochter. Ich glaube es wohl, daß es Ihnen wunderbar scheint. Aber die Unglückliche sagt und sieht in ihrer Krankheit viel wunderbarere Dinge. Seit vier Wochen behaup-

tet ſie, nur durch Ihre Vermittlung zu vollkommener Geſundheit zurückkehren zu können.— Wie Sie jetzt hier vor mir ſind, ſo beſchrieb Sie meine Tochter vor vier Wochen. Sie behauptete vor ungefähr vierzehn Tagen, Sie kämen uns, von Gott geſandt, entgegen. Wir müßten aufbrechen Sie zu finden. Wir reiſeten ab. Sie zeigte uns den Weg, welchen wir nehmen ſollten, wenigſtens die Weltgegend, und zwar auf dem Kompaß. Mit dem Kompaß im Wagen und der Karte in der Hand reiſeten wir, ungewiß wohin, wie Schiffer auf dem Meere. Zu Villach deutete Sie uns den nächſten Weg zu Ihnen, beſchrieb ſogar Einzelnheiten deſſelben, und wir mußten die große Straße verlaſſen. Aus Hortenſiens Munde erfuhr ich dieſen Nachmittag, wie nahe Sie ſchon wären, und zugleich die kleinen Umſtände, von denen ich ſchon vorhin ſprach. Doktor Walter bezeugte mir gleich nach Ihrer Ankunft aus dem Munde des Wirthes, daß Sie vollkommen der Perſon glichen, die Hortenſie vor vier Wochen, und ſeitdem faſt täglich beſchrieben hatte. Jetzt bin ich auch deſſen überzeugt. Da nun ſo viel eingetroffen iſt, zweifle ich keinen Augenblick, Sie, und kein Anderer, werden mein Kind retten, und mir alles Glück des Lebens zurückgeben können."

Er ſchwieg und wartete meine Antwort ab. Ich ſaß lange ungewiß und ſchweigend; in meinem Leben war mir ſolche Seltſamkeit nicht begegnet. „Was Sie mir ſagen, Herr Graf, iſt etwas unbegreiflich, und daher, mit Ihrer Erlaubniß, auch wohl etwas unglaublich. — Ich bin, oder vielmehr, ich war nichts als Künſtler. — Von Arzneikunſt verſtehe ich nichts."

„Es iſt uns vieles unbegreiflich im Leben; aber nicht alles Unbegreifliche unglaublich, beſonders wenn wir die Wirklichkeit nicht wegläugnen können, und die Erſcheinungen vor uns ſtehen, deren Urſachen uns verborgen liegen. Sie ſind kein Arzt. Es mag ſein. Aber diejenige Macht, welche meiner Tochter Ihr Daſein in der Welt offenbart hat, zweifeln Sie keinen Augenblick, hat auch Sie zum Retter derſelben beſtimmt. Ich war in meinen jüngern Jahren Freigeiſt, der kaum Gott glaubte, und kann nun im Alter noch dahin gelangen, Teufeleien, Hexereien, Geſpenſterſpuk und Koboldsunfug, trotz einem alten Bauerweibe, für möglich zu halten. Erklären Sie ſich daraus, lieber Fauſt, ſowohl meine Zudringlichkeit, als meine Anerbietungen. Jene iſt einem Vater, der in ewiger Angſt um ſein einziges Kind lebt, verzeihlich; dieſe ſind für ſolch eines theuern Lebens Rettung nicht zu groß. Ich ſehe ein, alles das muß Ihnen unerwartet, romanhaft vorkommen. Aber bleiben Sie bei uns, Sie werden Zeuge vieler unerwarteten Dinge ſein! Wollen Sie außer den Reiſezerſtreuungen Beſchäftigung? Es hängt von Ihnen ab, dieſelbe zu wählen. Ich werde Ihnen keine Arbeit aufdringen. Bleiben Sie nur mein treuer Geſellſchafter, mein Troſt. Es ſteht mir noch eine ſchwere Stunde bevor, die vielleicht nahe iſt. Eine Perſon aus unſerer Reiſegeſellſchaft wird eines plötzlichen, und, wenn ich recht verſtanden habe, ungewöhnlichen Todes ſterben, vielleicht ich ſelbſt. Meine Tochter hat es vorhergeſagt — es wird erfolgen. Ich zittere dem fatalen Augenblick entgegen, den ich mit meinem ganzen Vermögen nicht loskaufen kann. Ich bin ein ſehr unglücklicher Mann."

Er ſprach noch mehr und ward dabei weichmüthig bis zu Thränen. Ich befand mich in ſonderbarer Verlegenheit. Alles, was ich gehört hatte, erregte bald mein Erſtaunen, bald meinen gerechten Zweifel. Ich hatte oft Luſt, Verdacht in die richtige Urtheilskraft des Grafen zu ſetzen, oft in meine eigene. Endlich faßte ich friſch den Entſchluß, das wunderbare Abenteuer zu beſtehen, es werde daraus, was es wolle.

Den Grafen für einen Betrüger zu halten, dünkte mich ungerecht; und in Gottes weiter Welt war ich ohne Beruf und Verſorgung.

„Ich thue auf Ihre freigebigen Anerbietungen Verzicht, Herr Graf!" ſagte ich: „Geben Sie mir ſo viel, als ich zur Noth bedarf. Ich will Sie begleiten. Mir iſt's genug, wenn ich hoffen darf, zu Ihrem Glück und zur Rettung Ihrer Tochter beitragen zu können, wiewohl ich auf keine Weiſe noch das Wie? begreife. Eines Menſchen Leben iſt viel werth. Ich will ſtolz werden, wenn ich einſt glauben dürfte, ein Menſchenleben gerettet zu haben. Aber von

Allem, was Sie mir versprachen, sage ich Sie los. Ich thue nichts für Geld. Hingegen will ich auch dabei meine Unabhängigkeit behaupten. Ich werde in Ihrem Gefolge bleiben, so lange ich Ihnen von einigem Vortheil sein kann, oder ich mein Leben in Ihrem Dienste behaglich finde. Wollen Sie diesen Vertrag annehmen, so gehöre ich Ihnen. Stellen Sie mich dann Ihrer Kranken vor."

Des Grafen Augen glänzten vor Freude.— Er schloß mich stumm in seine Arme und drückte mich an seine Brust, indem er bloß seufzte: „Gottlob!" Nach einer Weile sagte er: „Morgen sollen Sie meine Tochter sehen. Sie hat sich jetzt schon zur Ruhe begeben. Ich muß sie auf Ihr Hiersein vorbereiten."

„Auf mein Hiersein vorbereiten." fragte ich verwundert. — „Sagten Sie mir nicht erst vor wenigen Augenblicken, sie habe Ihnen meine Ankunft angezeigt, meine Person beschrieben?"

„Verzeihen Sie, lieber Faust, ich vergaß Ihnen noch einen einzigen Umstand zu bemerken. Meine Tochter ist gleichsam eine doppelte Person. Was sie im Zustand ihrer Entzückungen, wenn ich so sagen darf, hört, sieht, weiß und sagt, davon ist ihr kein Wort bewußt, wenn sie im natürlichen Zustande ist. Sie erinnert sich aus dem Zeitraum ihrer Entzückung nicht der geringsten Kleinigkeit, und würde selbst bezweifeln, daß sie das gesprochen und gethan habe, was wir ihr erzählen, wenn sie nicht alle Ursache hätte, meinen Worten Glauben beizumessen. In den Stunden der Entzückung erinnert sie sich jedes in ähnlichen Zuständen Vorangegangenen, so wie der Begebenheiten, die sie im gewöhnlichen und natürlichen Zustande erlebt hat. Sie hat Sie nur während dem Entzücken gesehen und beschrieben; aber weiß außerhalb derselben nichts von Ihnen, als was wir ihr, als Wiederholung ihrer eigenen Aeußerungen, zu sagen wußten. Sie sind ihr daher gänzlich unbekannt. Warten wir nur einen ihrer außerordentlichen Augenblicke ab; ich zweifle nicht, sie werde sich Ihrer dann sogleich erinnern."

In einer mehrstündigen Unterhaltung erfuhr ich vom Grafen noch, wie seine Tochter schon vor Jahren, selbst als Kind schon, Neigung zum Nachwandeln gehabt habe. In dem Zustande des Nachtwandelns habe sie, ohne sich nachher dessen erinnern zu können, mit geschlossenen Augen das Bett verlassen, sich angekleidet, Briefe an Abwesende geschrieben; oder auf dem Klavier die schwersten Tonstücke gespielt, und hundert andere Kleinigkeiten mit einer Geschicklichkeit verrichtet, die sie im wachenden Zustande weder besessen, noch später gewinnen konnte. Der Graf glaubte, daß das, was er jetzt bald Entzückung, bald Verklärung hieß, nichts anderes, denn ein höherer Grad des Nachtwandelns sei, der aber seine Tochter bis zum Sterben schwäche.

Eine schreckliche Begebenheit.

Es mochte ziemlich spät sein, als ich das Zimmer des Grafen verließ. Im Wirthszimmer war Niemand, als der alte Sebald, der sich noch beim Weine gütlich that.

„Herr," sagt er, „reden Sie doch ein wenig Deutsch mit mir, damit ich meine ehrliche Sprache nicht ganz und gar verlerne; es wäre wahrhaftig Schade darum. Sie haben den Herrn Grafen gesprochen?"

„Ich habe ihn gesprochen. Ich werde jetzt mit nach Italien reisen, und in Eurer Gesellschaft bleiben."—

„Vortrefflich! Es thut mir immer wohl, ein deutsches Gesicht mehr in der Nähe zu haben. Denn die Italiener sollen böse Finken sein, wie ich mir habe sagen lassen. Nun, bis auf unsere besessene Gräfin wird Ihnen Alles in der Gesellschaft gefallen. Und da sie doch nun einmal zu uns gehören, darf ich Ihnen schon offener von unsern Sachen reden. Der Graf wäre ein braver Herr, wenn er nur lachen könnte. Er hat es, glaube ich, nicht einmal gern, wenn man lacht. Was um ihn her ist, macht immer ein Gesicht, wie zum jüngsten Tage. Die alte gnädige Frau wäre auch recht brav, aber sie zankt gern, wenn nicht gleich Alles auf ihren Wink her und hin fliegt. Ich glaube, sie reist wegen der gebrannten Wasser nach Italien, denn sie liebt mitunter ein Gläschen Likör. Die junge Gräfin wäre auch nicht übel, wenn sie nicht außer ihrem Stolz eine Armee Teufel im Leibe hätte. Wer bei der in Gnaden stehen will, muß auf allen Vieren kriechen. Bücken Sie sich nur fleißig vor ihr.

Doktor Walter wäre von uns allen der Beste, wenn er nur die Kunst verstände, den Teufel zu bannen. — Daher ist mein Kamerad Thomas . . ."

In diesem Augenblicke sprang der Wirth herein voller Entsetzen, und rief seinen Leuten: „Hilfe! Hilfe! es brennt!"

„Wo brennt's?" fragte ich erschrocken.

„Droben in einem Zimmer. Ich sah draußen am Fenster die hellen Flammen!"

Er lief fort. Im Hause entstand Geschrei und Getümmel. Ich wollte hinaus. Sebald blaß, wie eine Leiche, hielt mich mit beiden Armen. „Jesus Marie! was ist denn wieder geschehen?" Ich sagte ihm auf Deutsch, er solle Wasser suchen; es sei im Hause Feuer ausgebrochen. „Wieder ein Teufelsstück!" seufzte er, und eilte in die Küche.

Man lief die Treppen auf und ab. Es hieß, das Zimmer, in welchem es brenne, sei verschlossen; man suchte Werkzeuge, die Thür aufzusprengen. Sebald war eben so bald, als ich, mit einem Eimer Wasser oben. — Als er die Thür erblickte, gegen welche sich Alles drängte, rief er: „Jesus Marie! das ist das Zimmer der alten gnädigen Frau!"

„Sprengt auf!" rief Graf von Hormegg mit wahrer Todesangst: „Sprengt auf, die Frau von Montluc schläft darin; sie muß sonst ersticken."

Indem kam der Mann mit einer Art. Nicht ohne Mühe erbrach er die starke, wohleingefugte Eichenthür. Alles wollte hineindrängen, aber Jeder prallte schaudernd zurück.

Es war finster im Zimmer. Nur im Hintergrunde beim Fenster spielten am Fußboden bläulich-gelbe Flammen, die aber bald erloschen. Ein unaussprechlich starker Gestank wehte uns bei der Eröffnung der Thür entgegen. Sebald schlug ein Kreuz und stürzte im vollen Sprung die Treppe hinab. Einige Mägde thaten, wie er. Der Graf schrie um Licht. Es ward gebracht. Ich ging durch das Zimmer, um die Fenster aufzureißen. Der Graf zündete zum Bett. Es war leer und unberührt, auch nirgends Rauch. Am Fenster war der Gestank so heftig, daß mir übel ward.

Der Graf rief den Namen der Frau von Montluc. Wie er mit der brennenden Kerze näher trat, sah ich zu meinen Füßen — man denke mein Entsetzen! — einen großen, schwarzen Aschenfleck, und daneben einen zur Unkenntlichkeit verbrannten Todtenkopf, einen Arm mit der Hand, — auf einer andern Stelle drei Finger mit goldenen Ringen, und den Fuß eines Frauenzimmers, nur zum Theil verkohlt.

„Großer Gott!" rief der Graf erblassend: „Was ist das? Er betrachtete schaudernd die Ueberbleibsel der menschlichen Gestalt. Er sah die Finger mit den Ringen, und sprang mit lautem Schrei zurück, dem eintretenden Doktor entgegen: „Frau von Montluc ist verbrannt, und doch kein Feuer, kein Rauch! Unbegreiflich!" —

Er schwankte zurück, um sich noch einmal von seiner Entdeckung zu überzeugen. Dann gab er die Kerze hinweg, faltete die Hände starr vor sich hin und ging todtenbleich hinaus.

Ich selbst stand da, von dem unerhörten, abscheulichen Schauspiel, wie versteinert. Alles, was diesen Tag begegnet, das Wunderbare, was gesagt worden war, hatte mich so sehr betäubt, daß ich gefühllos den schwarzen Staub, die Kohlen, die ekelhaften Reste eines menschlichen Leichnams zu meinen Füßen betrachtete. Bald hatte sich das Zimmer mit Knechten und Mägden des Wirthshauses angefüllt. Ich hörte ihr Flüstern, ihr Schleichen — es dünkte mich, als stände ich zwischen Gespenstern. Die Ammenmährchen meiner Kinderjahre schienen zur Wirklichkeit aufzureifen.

Als ich zu mir selber kam, arbeitete ich mich hinaus aus dem Zimmer — ich wollte hinab in die Wirthsstube. Im gleichen Augenblicke öffnete sich seitwärts eine Thür. Es trat, unterstützt von zwei Frauenzimmern, deren jedes eine brennende Kerze trug, ein junge Dame hervor, im leichten Nachtgewande. Ich blieb wie geblendet bei diesem neuen Anblick stehen. So viel Adel in Gestalt, Bewegung und Zügen des Antlitzes hatte ich weder in der Wirklichkeit, noch in den Schöpfungen der Maler und Bildhauer gefunden. Alles Schaurige des vorigen Augenblicks war fast vergessen; ich nur Auge und Bewunderung. Die junge Schöne schwankte jenem Zimmer entgegen, wo sich das

furchtbare Wunder zugetragen hatte. Als sie die Knechte und Mägde gewahr ward, stand sie still und rief in deutscher Sprache mit gebietender Stimme: „Treibt das Gesindel hinweg!“ Sogleich war einer von des Grafen Bedienten geschäftig, ihren Befehl zu vollstrecken. Er that es mit so unhöflicher Strenge, daß er Alle, und mich mit ihnen, vom Gange hinweg der Treppe zudrängte.

„Hat es jemals Feen gegeben,“ dachte ich, „diese ist eine!“

In der Wirthsstube saß Sebald todtenblaß beim Wein.

„Habe ich's nicht gesagt?“ rief er mir entgegen. „Einer von uns mußte d'ran! Die Besessene oder vielmehr der leidige Satan hat es nicht anders gewollt. Da muß der Eine Hals und Bein brechen, die Andere bei lebendigem Leibe verbrennen. Gehorsamer Diener, ich nehme morgen Abschied, sonst kommt die Reihe auch an meine Wenigkeit. Wer so klug ist, wie ich, reiset nicht mit zur Hölle; in Italien sollen sogar die Berge Feuer speien. Gott bewahre mich, daß ich einem zu nahe käme. Ich müßte gewiß der erste Braten des Molochs sein, denn ich bin viel zu fromm, und doch zu allen Stunden — kein Heiliger.“

Ich erzählte ihm von der jungen Dame.

„Das war sie!“ rief er: „Das war die Gräfin, Gott sei bei uns! die hat vermuthlich schnobern wollen nach dem verbrannten Gericht! Machen sie sich morgen mit mir aus dem Staube. Ihr liebes junges Leben erregt mein aufrichtiges Erbarmen.“

„Also die Gräfin Hortensie?“

„Wer denn anders! Hübsch ist sie, darum hat sich auch der Oberste der Teufel selber in sie vergafft, aber . . .“

Indem ward Sebald zum Grafen gerufen. Er ging oder taumelte davon, indem er einen schweren Seufzer ausstieß.

Die Begebenheit hatte das ganze Haus mit Lärmen erfüllt. Ich saß auf meiner Bank, mir unter den Wunderdingen selbst fremd.

Spät nach Mitternacht führte mich der Wirth in ein Kämmerlein, wo er mir das Lager anwies.

Antipathie.

Ich hatte nach den Ermüdungen der vergangenen Tage festen Schlaf bis gegen Mittag. Als ich erwachte, dünkte mich die Geschichte des Gestrigen wie fiebergebornes Hirngespinnst, wie Geschichte eines Rausches. Ich konnte mich nicht von der Wahrheit der Vorfälle überzeugen, und sie nicht bezweifeln. Doch sah ich nun Alles in größerer Heiterkeit des Gemüths. Ich wankte keinen Augenblick länger, dem Grafen von Hormegg Wort zu halten. Vielmehr schien mein Schicksal so ganz neuer und wunderbarer Art zu sein, daß ich ihm mit Lust und Neugier folgte. Denn was hatte ich in Deutschland zu verlieren, was überall im Leben? Was konnte ich wagen im Gefolge des Grafen? Am Ende hing es immer von mir ab, den Faden des Romans abzureißen, sobald mir seine Länge widerlich werden würde.

Als ich in die Wirthsstube trat, fand ich sie mit Ortsvorstehern, Polizeibeamten, Kapuzinern und Bauern der benachbarten Gegend angefüllt, welche von Amts wegen oder aus Neugier sich hieher begeben hatten. Kein einziger von ihnen bezweifelte, daß der Tod der verbrannten Dame Wirkung des Teufels gewesen sei. Der Graf hatte zwar die Ueberreste des unglücklichen Frauenzimmers beerdigen lassen durch seine eigenen Leute; aber das ganze Haus mußte laut Gutachten der ehrwürdigen Väter Kapuziner geweiht und gesegnet und damit von den letzten Spuren eines bösen Geistes gereinigt werden. Das machte große Unkosten. Es war Rede davon, daß man uns verhaften und den Gerichten vorstellen müsse; nur war noch Streit darüber, ob wir der weltlichen oder geistlichen Obrigkeit zu überantworten wären. Die meisten Stimmen sprachen dafür, uns nach Udine vor den Erzbischof zu führen.

Der Graf, des Italienischen nicht mächtig, war froh, als er meiner gewahr ward. Er hatte zur Bestreitung der durch das außerordentliche Ereigniß veranlaßten Unkosten vergebens ein schönes Stück Geld geboten. Er ersuchte mich, in seinem Namen die Sache mit den Leuten abzuthun.

Ich trat sogleich mit den Kapuzinern und Vorstehern zusammen; erklärte ihnen, daß ich

eigentlich mit den Fremden bisher so wenig in Verhältnissen gewesen wäre, wie sie selbst, und gab ihnen zwei Dinge zu erwägen: entweder wäre das Unglück mit dem Brande sehr natürlich zugegangen; wenigstens ohne Antheil des Grafen — in dem Fall würden sie sich durch Verhaftung eines so vornehmen Herrn Unannehmlichkeit zuziehen; oder er stände wirklich mit bösen Geistern im Bunde — in dem Fall könnte er ihnen, ihrem Kloster, ihrem Orte, aus Rache, einen bösen Possen spielen. Am gerathensten sei, des Grafen Geld zu nehmen und ihn ziehen zu lassen: so hätten sie keine Verantwortung oder Rache zu fürchten, und in jedem Falle gewonnen. Meine Gründe leuchteten ein. Das Geld ward ausgezahlt. Wir empfingen unsere Pferde, stiegen auf und reisten ab. Der Himmel hellte sich auf.

Die Gräfin mit den Frauenzimmern und der übrigen Dienerschaft war schon mehrere Stunden zuvor abgegangen; nur der Graf mit einem Bedienten zurückgeblieben. Unterwegs fing er an, von der schrecklichen Geschichte des gestrigen Abends zu reden. Er sagte, seine Tochter sei davon sehr ergriffen worden. Sie habe einige Stunden an Krämpfen und Zuckungen gelitten, dann aber einen sanften Schlaf gethan, beim Erwachen viel Ruhe gezeigt, doch begehrt, das Unglückshaus auf der Stelle zu verlassen.

Vermuthlich, um mich auf meinen künftige Stand vorzubereiten, setzte er hinzu: „Ich muß meinem kranken Kinde Vieles nachgeben und verzeihen. Sie ist von unbesiegbarem Eigensinn: jeder Widerspruch treibt sie bei ihrer außerordentlichen Reizbarkeit zum Zorn, und ein kleiner Verdruß ist genug, ihr mehrtägiges Leiden zu verursachen. Ich habe ihr Ihre Ankunft gemeldet. Sie hörte es gleichgültig an. Ich fragte, ob ich Sie ihr vorstellen dürfe? Ihre Antwort war: „Halten sie mich für so neugierig? Es hat damit Zeit, bis wir in Venedig sind.“ — Doch denke ich immer, wir erhalten unterwegs Gelegenheit genug. Lassen Sie sich, lieber Faust, die Launen meiner Tochter nicht verdrießen; sie ist eine kranke Unglückliche, die wir mit Glimpf behandlen müssen, wenn wir sie nicht in's Grab stürzen wollen. Sie ist mein einziges Gut, meine letzte Freude auf Erden. Der Verlust der Frau von Montluc scheint ihr eigentlich nicht schmerzhaft zu sein, denn sie fing an, ihr seit der letzten Zeit abgeneigter zu werden, ich weiß nicht aus welcher Ursache. Vielleicht war ihr an derselben die kleine, gewiß nie übertriebene Neigung zu starken Getränken zuwider. Auch behauptet Doktor Walter, diese Neigung habe die Selbstentzündung der Frau verursacht, die sonst sehr brav und meiner Tochter und mir sehr anhänglich war. Ich beklage ihren Verlust sehr. Doktor Walter erzählte mir mehrere Beispiele, die doch äußerst selten sein müssen, von Selbstentzündungen menschlicher Körper, wodurch diese in wenigen Augenblicken eingeäschert werden. Er suchte mir die Erscheinung auf sehr natürliche Art zu erklären. Ich verstehe und begreife aber davon nichts. Nur so viel weiß ich, diese Flammenpforte des Todes ist eine der schauderhaftesten.“

So sprach der Graf, und dies ungefähr war der Stoff unserer Unterhaltungen, bis Venedig. Denn die junge Gräfin, so geschwächt ihr Körper auch war, so sehr auch ihr Vater und ihr Arzt dagegen Einwendungen machten, hatte nun einmal die Laune, ohne längern Aufenthalt als Nachtruhe forderte, ihre Reise nach Venedig in beträchlichen Tagereisen zu machen. Auch hatte ich nicht die Gnade, ihr vorgestellt zu werden. Ja, ich mußte mich immer in beträchtlicher Ferne vor ihr halten, leider nichts weniger als des Glückes theilhaftig, ihr zu gefallen.

Sie ward in einer Sänfte getragen. Bediente liefen zu Fuß neben her; die Frauenzimmer fuhren, der Graf desgleichen in einem besondern Wagen. Der Doktor und ich ritten.

Als mich die Gräfin eines Morgens, da sie aus einem Gasthofe trat, um in die Sänfte zu steigen, erblickte, sagte sie zum Doktor Walter; „Wer ist denn der Mensch, welcher immer und ewig hinter uns hertrabt?“

„Herr Faust, gnädige Frau.“

„Ein widerlicher Bursch; schickt ihn zurück.“

„Sie haben ihn selbst verlangt. Seinetwillen geschah die Reise. Betrachten Sie ihn als die Arznei, die Sie sich selbst verordneten.“

„Er hat das Eckelhafte mit jeder Arznei gemein.“

Ich war nahe genug, dies für mich gar nicht schmeichelhafte Gespräch zu hören, und weiß nicht, welche Miene ich dazu machte. Doch erinnere ich mich sehr gut, daß ich beinah' empfindlich ward. Wäre der Graf nicht so gütig gewesen, ich hätte die grillenhafte Venus auf der Stelle im Stich gelassen. Ich möchte eben nicht behaupten, daß ich ein schöner Mann gewesen, aber doch wußte ich, daß ich den Weibern nicht zu mißfallen pflegte. Allein jetzt nur wie eckelhafte Arznei geduldet zu sein, das war für die Eitelkeit eines jungen Menschen zu hart, und noch dazu eines solchen, der, wäre er Fürst oder Graf gewesen, kein Bedenken getragen haben würde, sich zu den Anbetern der reizenden Hortensie zu gesellen.

Inzwischen blieb es dabei. Die Gräfin erreichte Venedig ohne besondern Unfall, und ihre Arznei folgte gehorsam nach. Man bezog einen prächtigen Palast; ich erhielt darin mein Zimmer, sogar meinen eigenen Bedienten. Der Graf von Hormegg lebte, wie man zu sagen pflegt, auf großem Fuß. Er hatte unter dem venezianischen Adel viele Freunde.

Die Verklärung.

Wir mochten vier Tage zu Venedig gewesen sein, als ich an einem Nachmittag eiligst zum Grafen berufen ward. Er empfing mich mit einer mehr als gewöhnlich heitern Miene.

„Meine Tochter,“ sprach er, „hat nach Ihnen verlangt. Zwar geht kein Tag vorüber, an welchem sie nicht ihre bekannte Zufälle hat; aber erst heute wieder, und zwar jetzt erst, begehrte sie ihre Gegenwart. Treten Sie mit mir in ihr Zimmer, doch leise. Jedes Geräusch stürzt sie in gefährliche Krämpfe.“

„Aber,“ fragte ich mit heimlichem Grauen „was wollen Sie, daß ich thun soll?“

„Wer kann es wissen? Erwarten Sie es von der Zukunft. Gott möge Alles leiten.“

Wir traten in ein großes, mit grünen seidenen Teppichen umhangenes Prachtzimmer. Die zwei Kammerfrauen lehnten schweigend und ängstlich am Fenster; der Doktor saß auf einem Sopha, die Kranke betrachtend. Diese aber stand fast in der Mitte des Zimmers aufrecht, mit geschlossenen Augen, einen der schönen Arme niederhangend, den andern halb erhoben, starr und unbeweglich, wie eine Bildsäule. Nur das Beben ihres Busens verrieth Odem. Die feierliche Todesstille, welche hier herrschte, dann die götterhafte Gestalt Hortensiens, auf welche alle Blicke gerichtet waren, erfüllten mich mit unwillkürlichem, doch angenehmen Grauen.

Sobald ich hineintrat in das stille Heiligthum, sagte die Gräfin, ohne ihre Augen zu öffnen, ohne ihre Stellung zu verändern, mit unbeschreiblich süßer Stimme: „Endlich, Emanuel! Warum bleibst du so fern?—O tritt herzu, segne sie, daß sie von ihren Schmerzen genese!“

Vermuthlich machte ich zu dieser Anrede, von der ich nicht wußte, ob sie mir galt, ein etwas albernes Gesicht. Der Graf und der Doktor winkten mir, näher zu treten, und gaben mir ein Zeichen, ich solle gleich einem Priester gegen sie das Zeichen des Kreuzes machen, oder ihr segnend die Hände auflegen.

Ich näherte mich, erhob meine Hände über ihr wunderliebliches Haupt; doch sie anzurühren fehlte es meiner Ehrfurcht an Muth. Ich ließ die Hände langsam wieder sinken. Hortensia's Miene schien Unwillen zu verrathen. Ich hob noch einmal die Hände, und hielt dieselben ausgestreckt gegen sie, ungewieß, was ich anzufangen habe. Ihre Geberden erheiterten sich. Das bewog mich, in dieser Stellung zu bleiben. Meine Verlegenheit aber stieg, als die Gräfin sagte: „Emanuel, noch ist dein Wille nicht, ihr beizustehen. O nur deinen Willen gib, deinen Willen! Du bist ja mächtig, dein Wille vermag Alles.“

„Gnädige Gräfin,“ sagte ich, „zweifeln Sie an Allem, nur nicht an meinem Willen, Ihnen zu helfen.“ — Ich sagte das wahrhaftig im höchsten Ernste. Denn hätte sie gefordert, mich für sie in's Meer zu stürzen, ich würde es mit Freuden gethan haben. Mir war's, als stände ich vor einer Gottheit. Dies zarte Ebenmaß der Glieder, diese Herrlichkeit aller Formen, dies Antlitz, welches einer Ueberirdischen anzugehören schien, hatte meine Seele gleichsam entkörpert. Nie hatte ich das Holdselige und Erhabene so gepaart erblickt. Hor-

tensia's Gesicht war, wie ich es bisher, freilich nur flüchtig oder aus der Ferne, beobachtet hatte, gewöhnlich blaß, leidend und düster; jetzt ein ganz anderes. Eine ungemein feine Röthe überstrahlte ihre Mienen, wie rosenfarbener Widerschein; in allen Zügen schwamm ein Licht, das der Mensch im gemeinen Leben weder durch Natur noch Kunst haben kann. Der Ausdruck des Ganzen war ein feierliches Lächeln, und doch kein Lächeln, sondern mehr ein innerliches Entzücken. Mit Recht ward von ihren Begleitern dieser wunderbare Zustand Verklärung geheißen — aber solche Verklärung sah u. ahnete noch kein Bildner im Augenblick seiner Begeisterung. Nun denke man sich dazu die bildsäulenhafte Stellung, die Marmorstille der Züge, die wie zum Schlafe geschlossenen Augen. Nie hatte ich, wie hier, das grauenvolle Entzücken empfunden.

„O Emanuel!" sagte sie nach einer Weile: „Nun ist dein Wille ernst. Nun weiß sie, durch dich werde sie genesen. Dein Haupthaar fliegt in goldnen Flammen; deinen Fingern entströmen silberne Lichtstrahlen; du schwebst in klarer Himmelsbläue. O wie begierig saugt ihr ganzes Wesen diesen Glanz ein, diese heilbringende Lichtfluth."

Bei solchen etwas dichterischen Redensarten fiel mir unwillkührlich die „Arznei" ein, mit der ich vor einigen Tagen die traurige Ehre hatte, verglichen zu werden, und ich bedauerte im Stillen, von Gold- und Silberstrahlen nichts zu bemerken.

„Zürne ihr nicht in deinen Gedanken, Emanuel!" sagte Horthensie: „Zürne ihr nicht, der Schwachen nicht, und ihrem krankhaften Witze nicht, daß sie dich mit bittern Heilmitteln verglich. Sei edler, als die unbesonnene, von Schmerzen Verführte, von irdischen Schwächen oft dem Wahnsinn Hingegebene!"

Der Doktor warf mir bei diesen Worten einen lächelnden Blick zu; ich dem Doktor, aber mit der Geberde des Erstaunens, nicht darum, daß die stolze Schöne sich zu einer Abbitte erniedrigte, sondern daß sie meine Gedanken errathen zu haben schien.

„O zerstreue deine Aufmerksamkeit nicht, Emanuel!" sagte die Verklärte schnell: „Du redest mit dem Arzte. Wende deinen Sinn allein ihr und ihrer Rettung zu. Es thut weh, wenn dein Gedanke einen Augenblick lang von ihr läßt. Beharre im festen Verlangen, ihr ganzes halbaufgelöstes Wesen mit der wohlthätigen Macht deines Lichts zu durchströmen. Siehst du, wie dein Wille stark ist? Die erstarrte Fasern erweichen und schmelzen, wie Reif des Winters am Sonnenblick."

Indem sie dies sprach, sank ihr erhobener Arm. Es kam Bewegung und Leben in die Gewalt. Sie verlangte einen Sessel. Der Doktor brachte ihr einen, wie im Zimmer standen, mit grünseidenen kostbar gestickten Polstern. „Nicht solchen!" sagte sie. Nach einer Weile fuhr sie fort: „Den mit gestreifter Leinwand überzogenen Lehnstuhl, welcher im Zimmer Emanuels, vor seinem Schreibtische steht. Den bringt ihr für immer."

Wirklich hatte ich den Lehnstuhl erst vor dem Schreibtische stehen lassen; die Gräfin aber mein Zimmer nie gesehen. Da ich einer der Kammerfrauen den Schlüssel der Stube reichte, sagte Hortensie: „Ist das also der Schlüssel gewesen? Ich erkannte den dunkeln Flecken nicht. Du hast in der linken Tasche deiner Weste noch einen Schlüssel, entferne ihn von dir." Ich that es. — Es war der Schlüssel meines Schranks.

Ich versprach, mit Entzücken und Stolz Verwahrer und Schutzengel eines so köstlichen Lebens zu sein. „Achte auch nicht," fuhr sie fort, „wenn sie im Zustande des irdischen Wachens dich verkennt. Vergib ihr, denn sie ist eine Unglückliche, die nicht weiß was sie thut. Alle Laster sind Krankheiten des Sterblichen, welche die Macht des Geistes lähmen."

Sie ward gesprächig, und weit entfernt, meinen Fragen zu zürnen, schien sie dieselben mit Wohlgefallen zu hören. Ich äußerte ihr meine Verwunderung über das Außerordentliche ihres Zustandes. Nie hätte ich gehört, daß eine Krankheit den Menschen gleichsam göttlicher mache; daß er mit geschlossenen Augen das Niegesehene und Weitentfernte erkenne, selbst die Gedanken eines Andern wisse. Ich müsse glauben, ihr Zustand, der mit Recht einer Verklärung gliche, sei das Vollendetste aller Gesundheit.

Nach einem minutenlangen Schweigen—immer ging solches ihren Antworten vorher—sagte sie: „Sie ist gesund, wie ein Sterbender, dessen Stoffe auseinander fallen wollen. Sie ist gesund, wie sie sein wird, wenn das Menschliche aufgehört, und der Leib zerbricht, diese irdische Lampe des ewigen Lichtes."

„Die Verklärung," sagte ich, „läßt mir Alles dunkel."

„Dunkel, Emanuel? Aber du wirst es erfahren. Sie weiß Vieles und kann es doch nicht sagen; sie schaut Vieles hll, Vieles dämmerig, und kann es doch nicht nennen. Siehe, der Mensch ist zusammengefügt aus allerlei Wesen, die binden und gestalten sich zusammen, wie um einen einzigen Punkt; und dadurch wird er Mensch. So sind alle Theilchen einer Blume zusammengehalten, wodurch sie eben die Blume wird. Und weil eins das andere hält u. bindet, beschränkt eins das andere, und keines ist alles, was es für sich sein könnte, weil alles nur den Menschen machen soll und anderes nicht. Die Natur ist wie ein unendlicher Ozean von Helligkeit, in welchem sich einzelne dichtere Punkte zusammenziehen. Das sind Geschöpfe. Oder wie ein weiter Glanzhimmel, in welchem Lichttropfen zusammenrinnen zu Sternen. Alles was in der Welt ist, das ist zusammengeronnen aus dem Aufgelöseten, das überall ist und sauget immer mehr ein, und löset sich eben darum wieder in Allem auf, weil es nicht bestehen kann. So ist der Mensch eine aus mannigfaltigen Wesen des Alls erwachsene, umherschwimmende Blume. Aber damit der Mensch sei, haben sich um ihn geringere Wesen legen müssen, die sein Göttliches tragen sollen. Die fremden Dinge oder Wesen aber, die sich um uns anlegen, bilden den Leib. Der Leib ist nur eine Schale eines himmlischen Leibes. Der himmlischere Leib heißt Seele. Die Seele aber ist Verhüllung des Ewigen.

Nun ist die irdische Schale an der Kranken gebrochen, drum strömt ihr Licht aus, ihre Seele tritt mit Allem in Verbindung, wovon sie sonst durch die gesunde Schale getrennt war, und sieht und hört und fühlt außer derselben. Denn nicht der Leib empfindet, er ist nur todter Träger der Seele. Ohne sie sind Auge, Ohr und Zunge dem Steine gleich. Kann nun die irdische Schale der Kranken nicht gesunden, Emanuel, durch dich: so wird sie ganz zerbrechen und abfallen. Dann gehört die Kranke nicht mehr den Menschen, weil sie nichts Menschliches besitzt, sich ihnen mitzutheilen."

Sie schwieg. Ich horchte, als brächte sie Offenbarungen aus fremden Welten. Ich verstand nichts, und mir ahnete doch, was sie dachte. Der Graf und der Arzt hörten sie mit gleichem Erstaunen an. Beide versicherten mich nachher, Hortensie habe nie so heiter, so anhaltend und gleichsam überirdisch geredet, wie diesmal; vielmehr nur abgebrochen, oft unter Schmerzen; oft sei sie in schreckliche Verzuckungen gerathen, oder viele Stunden lang in Erstarrung gelegen. Auch habe sie höchst selten nur auf Fragen geantwortet. Jetzt schien das Gespräch sie gar nicht zu ermüden.

Ich machte sie auf ihre Schwäche aufmerksam, und fragte, ob langes Reden ihre Kräfte nicht erschöpfe? Sie versicherte: „Gar nicht! Ihr ist wohl. Ihr wird immer wohl sein, wenn du bei ihr bist. In sieben Minuten wird sie aber erwachen. Sie wird eine ruhige Nacht genießen; doch morgen Nachmittag um drei Uhr kehrt ihr Schlaf zurück; dann fehle nicht, Emanuel. Fünf Minuten vor drei Uhr werden Krämpfe bei ihr eintreten wollen; dann strecke segnend die Hand gegen sie, mit dem Ernste, ihr Heiland zu werden. Fünf Minuten vor drei Uhr, und zwar nach der Wanduhr in deinem Zimmer, nicht nach deiner Taschenuhr, welche drei Minuten von jener verschieden geht. Richte diese fleißig nach jener, damit die Kranke nicht darunter leide."

Sie sagte noch verschiedenes Minderbedeutendes, verordnete, was man ihr nach dem Erwachen zum Trinken, was zum Nachtessen geben solle, wann sie zu Bette gebracht werden müsse und Dergleichen. Dann schwieg sie.— Die vorige Todesstille herrschte. Allmählich ward ihr Gesicht blässer, wie es gewöhnlich zu sein pflegte; das Leben der Mienen verschwand. Sie schien jetzt erst einschlafen zu wollen oder wirklich zu schlafen. Denn sie hielt sich nicht mehr aufrecht, sondern sank nachlässig zusammen, und nickte mit dem Kopfe, wie Schlafende pflegen. Dann fing sie an, ihre Arme zu dehnen, sich zu strecken. Sie gähnte. Sie

rieb die Augen, öffnete sie und ward ungefähr in derselben Minute wach und munter, welche sie vorher bestimmt hatte.

Als sie mich erblickte, schien sie bestürzt. Sie sah sich nach den Andern um. Die Kammerfrau eilte herbei; auch der Graf und Doktor Walter.

„Was ist gefällig?" fragte sie mich mit hartem Tone.

„Gnädige Gräfin, ich erwarte nur Ihre Befehle."

„Wer sind Sie?"

„Faust, Ihnen zu dienen."

„Ich bin für Ihren guten Willen sehr verbunden, doch erlauben Sie, daß ich allein sein darf!" sagte sie etwas verdrießlich, verneigte sich stolz gegen mich, stand auf und wandte mir den Rücken.

Ich entfernte mich aus dem Zimmer mit seltsam gemischten Empfindungen. Wie himmelweit war die Wachende von der Schläferin verschieden! Weg waren meine Gold- und Silberstrahlen, weg ihr trauliches Du, das sie so tief in mein Innerstes hineingerufen, und selbst der Name Emanuel, mit welchem sie mich bereichert hatte, galt nicht mehr.

Kopfschüttelnd trat ich in mein Zimmer, wie einer, der Feenmährchen gelesen und sich darin verloren hat, daß er die Wirklichkeit noch für verzaubert hält. Der Lehnstuhl vor meinem Schreibtische fehlte.

Ich setzte einen andern hin, schrieb das Wundermährchen auf, wie ich es erlebt hatte, und von Hortensiens Worten, so viel ich wußte; denn ich fürchtete, einst mir selbst nicht mehr zu glauben, wenn ich es nicht schriftlich vor mir hätte.

Versprochen hatte ich, alle Härte zu verzeihen, die sich wachend gegen mich äußern würde. Gern ward ihr von mir vergeben. Nur daß sie so schön war—das konnte ich nicht gleichgültig ertragen.

Eine zweite Verklärung.

Der Graf von Hormegg besuchte mich folgendes Tages auf meinem Zimmer, um mir zu erzählen, welch' ruhige Nacht Hortensie genossen; wie sie stärker, erquickter sei, als seit langer Zeit. „Ich habe," sagte er, „beim Frühstück Alles gesagt, was gestern vorgegangen ist. Sie schüttelte den Kopf; sie wollte mir nicht glauben; sie sagte: so müsse sie Anfälle von Wahnsinn haben. Sie fing an zu weinen. Ich beruhigte sie. Ich sagte ihr: das werde ohne Zweifel ihre vollständige Genesung herbeiführen; denn in Ihnen, lieber Faust, wohne gewiß wunderthuende, Ihnen vielleicht bisher unbekannt gewesene Kraft Gottes. Ich bat sie, Ihnen zu erlauben, ihr auch von Zeit zu Zeit, wenn sie wachend wäre, Gesellschaft zu leisten, denn ich verspräche mir viel von Ihrer Nähe. Aber ich konnte sie dazu nicht bewegen. Sie versicherte, Ihr Anblick hätte etwas Unausstehliches für sie; nur nach und nach vielleicht könne sie sich an Sie gewöhnen. Was wollen wir machen? Erzwingen läßt sich nichts, ohne ihr Leben in Gefahr zu setzen."

So sprach er, und suchte Hortensien auf alle Weise bei mir zu entschuldigen. Er bewies mir, gleichsam zum Ersatz für Hortensiens beleidigenden Widerwillen, Eigensinn und Stolz, das rührendste Vertrauen; erzählte von seinen Familienverhältnissen, von seinen Gütern, Prozessen und übrigen Unannehmlichkeiten; begehrte meinen Rath, und versprach mir alle seine Papiere zur Einsicht vorzulegen, damit mein Urtheil in seinen Angelegenheiten desto bestimmter würde. Er hielt schon den gleichen Tag Wort. Eingeweiht in alle, auch in die geheimsten seiner Verhältnisse, ward ich ihm täglich vertrauter; und seine Freundschaft schien sich in gleichem Grade zu mehren, als die Abneigung seiner Tochter gegen mich zunahm. Ich führte zuletzt seinen ganzen Briefwechsel, sogar die Verwaltuug seiner Einkünfte, die Ordnung des gesammten Hauswesens, daß ich in Kurzem sein Alles ward. Er hing mit unbedingter Zuversicht an mir, von meiner Redlichkeit, meinem guten Willen überzeugt, und schien nur dann unwillig zu werden, wenn er gewahr ward, daß ich, außer dem Nöthigen, für mich selbst nichts begehre, sogar seine reichen Geschenke standhaft ausschlug. Doktor Walter und alle männlichen und weiblichen Bediente des Hauses bemerkten bald, welchen außerordentlichen Einfluß ich eben so schnell, als unerwartet, erlangt hatte. Sie umringten mich mit Höflich-

keiten und Schmeicheleien; ich war glücklich durch dieſe unverdiente, allgemeine Zuneigung. Doch gern würde ich ſie hingegeben haben, wenn ich damit nur Duldung von der feindſeligen Gräfin hätte erkaufen können. Sie aber blieb unverſöhnlich. Ihre Abneigung ſchien faſt in Haß zu entarten. Sie warnte ihren Vater vor mir, als einem ſchlauen Abenteurer und Betrüger. Gegen die Kammerfrauen nannte ſie mich nur den Landſtreicher, der ſich in das Vertrauen des Vaters eingeniſtet habe. Der alte Graf durfte endlich kaum wagen, meiner in ihrer Gegenwart zu gedenken.

Doch ich will der Geſchichte und Zeitfolge der Begebenheiten nicht vorgreifen.

Meine Taſchenuhr war gerichtet. Wirklich ging ſie um drei Minuten von der Wanduhr verſchieden. Fünf Minuten vor drei Uhr Nachmittags, nicht früher, nicht ſpäter, trat ich unangemeldet in Hortenſiens Zimmer. Es waren die geſtrigen Zeugen wieder mit einander zugegen. Sie ſaß in ihrer, nur allein ihr eigenen Holdſeligkeit auf einem Sopha, blaß, leidend, in nachdenklicher Stellung. Wie ſie meiner gewahr ward, warf ſie mir einen verächtlich-ſtolzen Blick zu, ſtand heftig auf und rief: „Wer gab Ihnen Erlaubniß, ohne Anmeldung und geraden Weges zu mir . . “

Ein heftiger Schrei und fürchterliche Verzuckungen erſtickten ihre Stimme. Sie ſank in die Arme der Kammerfrauen. Man brachte den Lehnſeſſel, welchen ſie geſtern begehrt hatte. Kaum ſaß ſie in demſelben, ſchlug ſie mit geballten Fäuſten auf entſetzliche Weiſe und mit unglaublicher Schnelligkeit ihren Leib, wie ihr Haupt. Ich konnte den grauſenhaften Anblick kaum ertragen. Zitternd nahm ich meine geſtern vorgeſchriebene Stellung ein, die Fingerſpitzen meiner beiden Hände gegen ſie gerichtet. Sie aber, die Augen krampfhaft verdreht und ſtarr, faßte mit Ungeſtüm meine Hand, und ſtieß die Finger derſelben mehrmals mit großer Heftigkeit gegen ihren Magen. Ich blieb ſo. Sie ward bald ruhiger, ſchloß die Augen und ſchien einzuſchlafen, nachdem ſie einen tiefen Seufzer ausgeſtoßen hatte. Ihr Geſicht verrieth Schmerz. Sie wimmerte einigemal dumpf. Aber auch der Schmerz ſchien bald zu weichen.

Sie ſeufzte nur ein paarmal noch leiſe. Ihre Mienen wurden heiterer und ſtellten bald wieder den Ausdruck innerer Seligkeit dar, während die Bläſſe des Angeſichts von einer ſanften Röthe überflogen ward.

Nach wenigen Minuten ſagte ſie: „Du treuer Freund, was wäre ich ohne dich?“ Sie ſprach dieſe wenigen Worte mit einer feierlichen Zärtlichkeit, in welcher ſich vielleicht nur die Himmliſchen begrüßen mögen. Ihre Töne klangen in allen meinen Nerven.

„Iſt Ihnen wohl, gnädige Gräfin?“ fragte ich halblaut, denn ich fürchtete noch, ſie werde mir wieder die Thür weiſen.

„Sehr, o ſehr, Emanuel!“ antwortete ſie: „So ſehr, wie wie geſtern, wohl noch mehr. Aber es ſcheint, dein Wille iſt entſchiedener, deine Kraft erhöhter, ihr zu helfen. Sie athmet, ſie ſchwimmt in dem Glanzkreis, der mich umwallt, und ihr Weſen, durchdrungen von dem deinigen, iſt in dir aufgelöſet. Könnte ſie ewig ſo ſein!“

Uns andern proſaiſchen Zuhörern war dieſe Redensart ſehr unverſtändlich, doch mir keineswegs unangenehm. Ich bedauerte bloß, daß Hortenſie nicht mich ſondern einen Emanuel meinte, und ſich vermuthlich täuſchte. Doch gereichte es mir zu einigem Troſt, als ich nachher vom Grafen erfuhr, daß ſeines Wiſſens unter allen ihren Verwandten und Bekannten niemals einer geweſen, der den Namen Emanuel getragen.

Als ihr Vater Fragen an ſie richtete, hörte ſie ihn gar nicht; denn mitten in ſeiner Rede redete ſie mich an. Er trat ihr daher näher. So wie er neben mir ſtand, war ſie aufmerkſamer. „Wie, lieber Vater, biſt du auch hier?“ ſagte ſie. Nun beantwortete ſie auch ſeine Fragen. Da ich ſie fragte, warum ſie ihn nicht früher bemerkt hätte? erwiederte ſie: „Er ſtand im Dunkeln; nur bei dir iſt Licht. Auch du leuchteſt, Vater, doch ſchwächer, als Emanuel, und nur im Wiederſchein von dieſem.“— Da ich ihr ſagte, es wären noch mehr Perſonen im Zimmer, ſchwieg ſie lange, und nannte nachher alle, auch die Stelle, wo ſie ſich befanden. Sie hatte aber immer die Augen geſchloſſen, und doch wußte ſie genau zu bezeichnen, ſelbſt was hinter ihr geſchah. Ja ſie bemerkte die Zahl

der Perſonen, welche draußen in einer Gondel auf dem Kanal am Palaſt vorüberfuhren, und hatte nicht geirrt.

„Wie iſt es aber möglich, daß Sie dies wiſſen? — Sie ſehen es ja nicht!“ ſagte ich.—

„Hat ſie dir nicht geſtern ſchon bezeugt, daß ſie krank ſei? Daß nicht der Leib die Außenwelt erkenne, ſondern die Seele? Fleiſch und Blut und Knochenbau iſt nur Schale, welche den edlen Kern umfängt. Nun aber iſt die Schale zerriſſen und die Lebenskraft derſelben will das Mangelnde ergänzen, aber vermag es nicht, ohne Beiſtand. Darum fordert dich der Geiſt. Und die Seele, hervorquellend und in das Weltall hinausfühlend, findet dich, und erfüllet ſich mit deiner Kraft. Wenn ſie irdiſch wacht, ſieht ſie, hört ſie, empfindet ſie ſchneller, lebhafter, aber nur das Aeußere, das Nahe, welches zu ihr tritt. Nun aber begegnet ſie den Dingen, die ſie will und nicht will; ſie berührt nicht, ſie durchdringt; ſie vermuthet nicht, ſie weiß. Im Traum kömmſt du auch zu den Dingen, ſie kommen nicht zu dir; und du weißt ſie, und weißt, warum ſie ſo thun. Auch jetzt iſt ihr, wie Traum; doch weiß ſie wohl, daß ſie wache, aber ihr Leib wacht nicht, die äußern Sinne helfen ihr nicht.“

Sie ſprach darauf viel von ihren Nachtwandlungen, von einer langen Ohnmacht, in der ſie einſt gelegen, was in ihr vorgegangen ſei, was ſie gedacht habe, während die Umſtehenden ſie als todt beweint hätten. Der Graf von Hormegg hörte ihre Erzählung mit Erſtaunen; denn außer vielen Umſtänden, die er gar nicht gekannt hatte, berührte ſie andere, welche während ihrer zehnſtündigen Ohnmacht geſchehen waren, und um die Niemand wiſſen konnte, als nur er allein; zum Beiſpiel, wie er von ihr hoffnungslos hinweggegangen, in ſeinem Zimmer auf das Knie gefallen ſei, und in ſchmerzlichen Verzweiflung gebetet habe. Er hatte dies Niemanden geſagt; Keiner hatte ihn beobachter können, denn nicht nur hatte er damals die Stubenthür verriegelt gehabt, ſondern es war auch finſtere Nacht geweſen und ſein Zimmer ohne alle Beleuchtung. Nun Hortenſia davon redete, läugnete er es nicht. Unbegreiflich blieb, daß ſie in der Ohnmacht darum gewußt habe; noch mehr, daß ſie ſich deſſen jetzt erinnerte, da jener Vorfall in Hortenſiens frühere Kindheit gehörte. Sie mochte damals kaum acht Jahre gehabt haben.

Auch das blieb auffallend, daß ſie immer von ſich ſelbſt in der dritten Perſon redete, wie von einer Fremden, wenn ſie von ihren eigenen Geſchichten erzählte, oder von ſich, wie ſie in den Verhältniſſen des bürgerlichen oder geſellſchaftlichen Lebens ſtand. Einmal ſagte ſie ausdrücklich: „Ich bin keine Gräfin, ſondern ſie iſt Gräfin!“ Ein andermal: „Ich bin nicht die Tochter des Grafen von Hormegg, ſondern ſie iſt es.“

So wie ihr ganzes Aeußere in einer Verklärung zu ſchweben ſchien, ruhiger, höher, ſchöner, als gewöhnlich, ſtimmte damit auch ihre Sprache überein. Dieſe war, wenn auch noch ſo leicht und heiter, dennoch feierlicher als im gemeinen Leben, jeder Ausdruck gewählter, zuweilen dichteriſch. Theils dies, theils iher erhöhte Vorſtellungskraft, theils daß ſie von Dingen redete oder dieſelben aus Geſichtspunkten faßte, welche uns andern fremd waren, verurſachte in ihren Worten nicht ſelten eine ſonderbare Dunkelheit, oft gänzliche ſcheinbare Zuſammenhangsloſigkeit.

Dabei redete ſie gern, und liebte es, wenn ſie gefragt ward, beſonders von mir. Zuweilen verſank ſie aber in ein ſtilles, langes Betrachten; man las in ihren Geſichtszügen den Ausdruck des bald unzufriedenen, bald befriedigten Suchens, der Befremdung, Verwunderung, oder des Entzückens. — Dann unterbrach ſie das tiefe Schweigen von Zeit zu Zeit mit einzelnen Ausrufungen, indem ſie lispelte: „Heiliger Gott!“

Einmal fing ſie von ſelbſt an: „Nun iſt die Welt anders. Es iſt ein großes Eins, und das unendliche Eins iſt ein geiſtiges Eins. Es iſt gar kein Unterſchied zwiſchen Körper und Geiſt, denn Alles iſt Geiſt und Alles kann Körper werden, wenn es zuſammentritt, daß es als Einzelnes empfunden werden mag. Es iſt Alles wie aus reinſtem Aetherduft geformt; Alles lebendig und rege; Alles ſich verwandelnd, weil ſich Alles vereinen will und Eins das Andere aufhebt. Es iſt ein ewiges Gähren des Lebens, ewiges Schwanken zwiſchen

Zuviel und Zuwenig. Siehst du, wie aus dem reinsten Himmel Wolken gehen? Sie wallen und schwellen, bis das Maß erfüllt ist, und sie, vom Erdball angezogen, ihn als Feuer oder Regen durchdringen. Siest du die Blume? Ein Lebensfunke ist in das Gewühl der andern Kräfte gefallen; er verbindet sich mit allen, die ihm dienen sollen, gestaltet sie, und der Keim wird Pflanze, bis das Zuviel der dienenden Kräfte seine eigene Macht überwächst und verdrängt. Und wie der Funke von ihnen verstoßen ist, fallen sie auseinander, weil sie nichts mehr zusammenbindet. So ist das Werden und Vergehen der Menschen."

Noch viel Anders sprach sie, mir ganz Unverständliches. Ihre Verklärung endete wie das erste Mal. Sie sagte wieder genau die Zeit ihres irdischen Erwachens, so wie die Erscheinung eines ähnlichen Zustandes für den folgenden Tag voraus. Mit gleich finstern Mienen verabschiedete sie mich, sobald sie die Augen aufschlug, wie das erste Mal.

Sympathie und Antipathie.

So dauerte es, und immer auf ähnliche Weise, mehrere Monate. Ich möchte und könnte nicht alle denkwürdigen Aeußerungen aufzeichnen. Ihre sonderbare Krankheit litt nur unmerkliche Abänderungen, von denen ich weder behaupten konnte, sie deuteten auf Besserung noch auf Verschlimmerung. Denn wiewohl sie weniger von Krämpfen und Zuckungen duldete, und so lange sie wachte, nicht die geringste Unbequemlichkeit zu spüren schien, ausgenommen außerordentliche Reizbarkeit, kehrten dagegen doch ihre unnatürlichen Einschlafungen und Verklärungsstunden häufiger ein, so daß ich des Tages oft zwei- und dreimal zu ihr berufen ward.

Ich ward dadurch wirklicher Sklave des Hauses, denn ich durfte mich nie entfernen, oder nur wenige Stunden. Jedes Versäumniß konnte tödtliche Gefahr bringen. Und ich trug das Joch der Sklaverei so gern! Ich fehlte nie. Meine Seele zitterte froh, wenn der Augenblick kam, da ich zu der schönen Wunderbaren beschieden ward. Jeder Tag bekleidete sie mit höherm Liebreiz. Hatte ich sie gesehen, gehört, auch nur eine Stunde lang, hatte ich der Erinnerungen genug, um daran lange in meiner Einsamkeit zu schwelgen. O Trunkenheit der ersten Liebe!

Ja, ich läugne es nicht, Liebe war's; wahrlich aber, ich möchte sagen, keine irdische, sondern überirdische. Mein ganzes Sein war an diese delphische Priesterin neuer Art gebunden durch eine Ehrfurcht, in der selbst die Hoffnung starb, ihres gleichgültigsten Blickes werth zu sein. Hätte mich die Gräfin gleich dem geringsten ihrer Aufwärter dulden können, nur ohne Widerwillen, ich hätte gemeint, der Himmel trüge kein höheres Glück. Allein wie in den Zuständen der Verklärung ihre Huld gegen mich zuzunehmen schien, eben so schien ihre Abneigung gegen meine Person zu wachsen, wenn sie mich sah, sobald sie wachend war. Es wuchs diese Abneigung endlich zu bitterm Abscheu. Sie äußerte denselben bei jedem Anlaß, und immer auf eine für mich empfindliche Art.— Sie bat ihren Vater täglich und immer dringender, mich aus dem Hause zu entfernen; sie beschwor ihn darum mit Thränen des Eigensinns; sie behauptete, ich könne nichts zu ihrer Genesung beitragen; und wäre es, so würde alles Gute, welches ich vielleicht während ihrer Bewußtlosigkeit stiften möchte, wieder durch den Verdruß zerstört, den ihr meine Nähe verursache. Sie verachte mich, als einen gemeinen Landstreicher, als einen Menschen von allzuschlechter Herkunft, dem nicht gestattet werden müsse, die gleiche Luft mit ihr zu athmen, geschweige so inniges Verhältniß mit ihr, oder so großes Vertrauen bei einem Grafen von Hormegg zu genießen.

Man weiß wohl, Frauenzimmer, zumal schöne, verzärtelte, eigensinnige, haben Launen, und nehmen es sich nicht übel, wenn sie zuweilen oder immer mit sich selbst in kleinen Widersprüchen sind. Aber niemals hat in einem Sterblichen größerer Widerspruch stattgefunden, als in der schönen Hortensie. Denn was sie wachend gedacht, geredet, gethan, wiederrief sie in den Augenblicken ihrer Verklärung. Sie beschwor den Grafen, auf nichts zu achten, was sie ihm wider mich vorbringen würde; sie betheuerte, daß meine Entfernung aus dem Hause unfehlbar die Verschlimmerung ihrer Krankheit zur Folge haben und mit ihrem

Tode endigen würde. Mich selbst beschwor sie, ihrer Launen nicht zu achten, großmüthig ihr thörichtes Betragen zu verzeihen, und in der Ueberzeugung zu leben, sie werde sich gewiß gegen mich bessern, sobald ihre Krankheit abnähme.

Ich mußte hinwieder in der That, eben so wie jeder Andere, über Hortensiens wunderbare Hinneigung zu mir während ihrer Verklärungszeiten erstaunen. Sie schien gleichsam nur durch mich und in mir zu leben. Sie errieth, nein, sie wußte meine Gedanken, besonders sobald dieselben Bezug auf sie hatten. Es war nicht nöthig, ihr meine kleinen Zurechtweisungen auszusprechen; sie vollzog dieselben. So unglaublich es sein mag, ist es darum nicht weniger wahr, daß sie mit ihren Händen sogar unwillkürlich allen Bewegungen der meinigen folgte, nach jeder Richtung. Sie bezeugte, es sei kaum mehr nöthig, daß ich, wie anfangs, die Hand gegen sie ausstrecke; meine Gegenwart, mein Athem, mein bloßes Wollen genüge zu ihrem Wohlsein. Sie verschmähte den Genuß alles Weines, alles Wassers, das ich nicht, wie sie sagte, durch das Auflegen meiner Hände geweiht, und durch die aus meinen Fingerspitzen strahlenden Lichtströme heilsam gemacht hätte. Sie ging so weit, den leisesten meiner Wünsche für unwiderstehlichen Befehl zu erklären.

„Sie hat keinen freien Willen mehr, sagte sie eines Tages! „Sobald sie dein Wollen erkennt, Emanuel, ist sie gezwungen, eben so zu wollen. Dein Gedanke beherrscht sie mit übernatürlicher Gewalt. Und gerade in diesem Gehorsam fühlt sie ihr Wohl, ihre Seligkeit. Sie kann nicht dawider. Sobald sie deine Gedanken wahrnimmt, sind es ihre Gedanken und Gesetze."

„Aber wie ist dies Wahrnehmen meiner Gedanken möglich, theuerste Gräfin?" sagte ich. „Hinwegläugnen kann ich es nicht, daß Sie oft das Verborgenste in meiner Seele erkennen. Welch' eine seltsame Krankheit, die Sie gleichsam allwissend macht! Wer möchte sich nicht diese Vollkommenheit wünschen, da Krankheit Zustand unserer größten Unvollkommenheit zu sein pflegt."

„Es ist es auch bei ihr!" sagte sie. Täusche dich nicht, Emanuel. Sie ist sehr unvollkommen, da sie ihrer Selbstständigkeit größern Theil verloren hat. Sie hat ihn an dich verloren. Sie ist nichts mehr, als durch dich. Sie hat ihr Leben nur in dir. Stürbest du heute, dein letzter Odemzug würde auch ihr letzter sein. Deine Heiterkeit ist ihre Heiterkeit, dein Schmerz ihr Schmerz."

„Können Sie mir aber die Möglichkeit eines Wunders erklären, meine Gräfin, das mich in tiefes Erstaunen setzt, und allem meinem Nachsinnen unbegreiflich bleibt?"

Sie schwieg lange. Nach einer halben Viertelstunde sagte sie: „Nein. Erklären kann sie es nicht. Kömmt's dir nicht in Träumen von Personen vor, als dächtest du deren Gedanken in gleichem Augenblick, wie die Personen selbst? So ist's bei ihr; und doch lebt die Kranke dabei in Krankheit, sich bewußt, daß sie wache.

„Zwar," fuhr sie fort, „ihr Ich ist immerdar dasselbe. Aber was den Geist mit dem Leib vereint, ist nicht mehr dasselbe. Ihre Hülle ist an den Theilen wund, an welche sich die Seele am ersten und innigsten anschließt.— Es fließt ihr Leben aus, und wird schwächer, und läßt sich nicht binden. Wärest du, Emanuel, nicht gefunden worden, die Kranke wäre schon aufgelöset. Aber wie die ausgerissene Pflanze, deren Kräfte verdunsten, ohne Ersatz zu finden, wenn ihre Wurzeln wieder in frischen Boden gelegt werden, neues Leben schöpft aus der Erde, neue Zweige treibt und grünend wird, so die Kranke.—Seele und Leben, in's All' verströmend, finden in deiner Lebensfülle Nahrung; treiben gleichsam Wurzeln in deinem Wesen; genesen durch dich. Sie ist ein verlöschendes Licht in zerbrochenem Gefäß; aber der vertrocknende Docht des Lebens nährt sich wieder im Oel deiner Lampe. So ist die Kranke nun seelisch in dich hineingewurzelt; lebt von der gleichen Kraft, wie du; darum hat sie Lust und Schmerz, Empfindung, Willen und selbst Gedanken gleich dir. Du bist ihr Leben, Emanuel."

Die Frauenzimmer konnten sich bei dieser zärtlichen Erklärung des muthwilligen Lächelns so wenig erwähren, als der Doktor.

Am gleichen Tage sagte der Graf von Hormegg zu mir: „Wollen Sie nicht einmal zum

Spaß ihre Allmacht bei Hortensien auf die stärkste Probe setzen?"

„Und wie?"

„Verlangen Sie, als Beweis ihres Gehorsams, daß Hortensie Sie zu sich rufen lasse, wenn sie wach ist, und Ihnen freiwillig die schönste ihrer in den Blumengeschirren blühenden Rosen zum Geschenk mache."

„Es ist zu viel; es wäre unbescheiden. Sie wissen, Herr Graf, welchen unüberwindlichen Widerwillen sie gegen den armen Faust hat, so sehr sie auch den Emanuel zu achten scheint."

„Eben deswegen bitte ich sie, machen Sie den Versuch; wäre es auch nur, um zu erfahren, ob die Kraft ihres Willens mächtig genug sei, aus dem Zustand der Verklärungen in den wachenden des gewöhnlichen Lebens herüberzuwirken? Es soll ihr Niemand von dem sagen, was sie gewünscht haben. Daher soll auch veranstaltet werden, daß außer mir und Ihnen Niemand zugegen sei, wenn sie den Wunsch äußern."

Ich versprach, zu gehorchen. Doch gestehe ich, es geschah ziemlich ungern.

Die Rose.

Als ich den folgenden Morgen zu ihr trat, da sie im Schlummer lag, der ihren Verklärungen vorauszugehen pflegte — und früher zeigte ich mich nie — war nur der Graf allein da. Er mahnte mich mit einem Blick seiner Augen lächelnd an die gestrige Abrede.

Hortensia ging in ihr Verklärungswachen über und fing sogleich freundliches Gespräch an. Sie versicherte, ihre Krankheit hätte bald den Wendepunkt erreicht; dann würde dieselbe allmälig abnehmen, welches daraus zu erkennen sein werde, daß sie wenigrr helle Wahrnehmungen im Schlafe hätte. Ich ward verlegener, je mehr mir der Graf zuwinkte, mein Ansuchen vorzubringen. Sie wandte sich unruhig her und hin; sie runzelte die Stirn; sie schien über sich nachzudenken.

Um mich zu zerstreuen oder zu ermuthigen, ging ich schweigend durch das Zimmer zum Fenster, wo Hortensiens Blumen blühten, und tändelte mit den Fingern in den Zweigen eines Rosenstocks. Ich stach mir in der Unachtsamkeit einen Dorn ziemlich tief in die Spitze meines Mittelfingers.

Hortensie that einen lauten Schrei. Ich trat zu ihr, desgleichen auch der Graf. Sie klagte über einen heftigen Stich an der Spitze ihres Mittelfingers der rechten Hand. Die Erscheinung gehörte zu den Hexereien, deren ich schon in ihrem Umgange gewohnt worden war. In der That glaubte ich da einen kaum sichtbaren bläulichen Punkt zu bemerken; in den folgenden Tagen aber entwickelte sich an dem Orte ein geringes Geschwür, eben so wie bei mir; nur das meinige war früher heil.

„Du trägst die Schuld, Emanuel," sagte sie nach einigen Augenblicken: „Du hast dich an den Rosen verwundet. Nimm dich in Acht. Was dir widerfährt, geschieht auch ihr."

Sie schwieg; auch ich. Mein Sinnen war, wie ich ihr den Antrag vorbringen sollte. Die Verwundung schien die bequemste Gelegenheit darzubieten. Der Graf winkte mir Muth zu.—

„Warum willst du nicht aussprechen," sagte Hortensie, „daß sie dich heute um zwölf Uhr, ehe sie zum Essen geht, zu ihr rufen lasse und dir die neuaufgeblühte Rose schenke?"

Bestürzt hörte ich meinen Wunsch von ihren Lippen. „Ich fürchtete, Sie durch meine Unbescheidenheit zu beleidigen!" sagte ich.

„O Emanuel, sie weiß gar wohl, daß dir der Vater selbst den Wunsch eingegeben!" versetzte sie lächelnd.

„Doch ist es auch zugleich mein innigstes Verlangen!" stammelte ich. „Werden Sie aber auch um zwölf Uhr, wenn Sie wach sind, noch daran denken?"

„Kann sie denn anders?" erwiederte sie mit gütigem Zulächeln.

Als das Gespräch davon endete, ging der Graf und ließ die aufwartenden Kammerfrauen und den Doktor kommen. Ich aber entfernte mich nach ungefähr einer halben Stunde, wie gewöhnlich, sobald die Verklärung in einen wirklichen Schlaf erlosch. Es mochte zehn Uhr vorüber sein.

Hortensie zeigte beim Aufwachen dem Doktor ihren schmerzenden Finger. Sie glaubte sich denselben durch einen Nadelstich verletzt zu haben, und wunderte sich, keine äußere Verletzung zu finden.

Um eilf Uhr ward sie unruhig; ging im Zimmer auf und ab; suchte allerlei hervor; fing mit den Frauenzimmern an von mir zu sprechen, oder vielmehr nach ihrer Gewohnheit die Fülle ihres Zorns über mich zu ergießen, und ihren Vater mit Vorwürfen zu bestürmen, daß er mich noch immer nicht entlassen habe.

„Der zudringliche Mensch ist's nicht werth, daß ich seinetwillen so viel Worte, ja Thränen verschwendet habe!" sagte sie. „Ich weiß auch nicht, was mich zwingt an ihn zu denken, und mir mit dem verhaßten Gedanken jede Stunde zu verbittern? Es ist mir schon zu viel, daß ich ihn mit mir unter einem Dache weiß, und weiß, daß Sie, lieber Vater, auf ihn so viel halten. Ich möchte schwören, der elende Mensch habe es mir angethan. Doch geben Sie Acht, lieber Vater, ich täusche mich gewiß nicht. Sie werden einst Ursache haben, Ihre Gutmüthigkeit zu bereuen. Er betrügt Sie und uns Alle."

„Ich bitte dich, mein Kind," sagte der Graf, „quäle dich und ermüde dich nicht immer mit Reden von ihm. Du kennst ihn nicht; du sahst ihn nur ein paar Mal und sehr vorübergehend; wie magst du doch ein Verdammungsurtheil über ihn ihn sprechen? Erwarte, ob ich ihn je auf falscher That ertappen werde. Inzwischen beruhige dich. Es ist genug, daß er dir nicht vor die Augen kommen darf."

Hortensie schwieg. Sie sprach mit den Frauenzimmern von andern Gegenständen. Ihre Unruhe mehrte sich, man fragte, ob ihr nicht wohl sei. Sie wußte nichts zu antworten. Sie fing an zu weinen. Man bemühte sich vergebens, die Ursache ihres Kummers zu erforschen, oder ihrer Traurigkeit. Sie verbarg ihr Gesicht in die Polsterkissen des Sopha's, und bat sowohl ihren Vater, als ihre Kammerfrauen, sie allein zu lassen.

Eine Viertelstunde vor zwölf Uhr hörte man sie schellen. Der hereintretenden Kammerfrau befahl sie, mir sagen zu lassen, daß ich mich mit dem Glockenschlage Zwölf bei ihr einfinden sollte.

Ungeachtet ich mit Neugier dieser Einladung entgegengesehen hatte, kam sie mir dennoch überraschend. Theils das Außerordentliche der Sache selbst, theils Furcht machte mich eben so bestürzt, als verlegen. Ich trat wohl manchmal vor meinen Spiegel, um zu sehen, ob ich denn wirklich ein Gesicht trage, das geschaffen sei, Grauen zu erwecken. Aber es schlug zwölf Uhr. Mit laut klopfendem Herzen ging ich und hörte mich bei Hortensien melden. Ich ward vorgelassen.

Sie saß nachlässig auf ihrem Sopha, ihr schönes Haupt, von schwarzen Locken umnachtet, auf den weißen zarten Arm gelehnt. Verdrossen stand sie auf, da ich eintrat und mit schwacher, ungewisser Stimme, mit einem Blick, der ihre Gnade anflehte, ihren Befehl zu vernehmen erklärte.

Hortensie antwortete nicht. Sie ging langsam an mir vorüber und sinnig, als suche sie nach Worten. Endlich blieb sie vor mir stehen, warf mir einen verächtlichen Seitenblick zu, und sagte: „Herr Faust, es ist mir, als sollte ich Ihnen ein Anerbieten machen, um Sie zu bewegen, das Haus und Gefolge meines Vaters zu verlassen."

„Gräfin," sagte ich, und der männliche Stolz ward ein wenig in mir laut, „ich habe mich weder dem Herrn Grafen noch Ihnen aufgezwungen. Sie selber wissen es, aus welchen Gründen mich Ihr Herr Vater gebeten hat, in seiner Gesellschaft zu bleiben. Ich that es ungern; aber die Seelengüte des Herrn Grafen, und die Hoffnung, Ihnen nützlich zu sein, halten mich ab, ihrem eben geäußerten Befehl zu gehorchen, so wehe es mir auch thut, Ihnen zu mißfallen."

Sie wandte mir den Rücken, und spielte mit einer kleinen Scheere am Fenster neben dem Rosenstock. Plötzlich schnitt sie die jüngst aufgebrochene Rose ab—sie war schön, wenn gleich einfach—reichte sie mir und sagte: „Nehmen Sie das Beste, was ich jetzt bei der Hand habe; ich gebe es Ihnen zur Belohnung, daß Sie mir bisher — auswichen. Kommen Sie nie wieder!"

Sie sprach das in so sichtbarer Verwirrung und geschwind, daß ich's kaum verstand; dann warf sie sich wieder auf's Sopha, und mit weggewandtem Gesicht winkte sie mir, da ich antworten wollte, heftig, mich zu entfernen. Ich ging.

Und wie ich von ihr war, hatte ich auch schon alle Beleidigungen vergessen. Ich flog auf mein Zimmer. Nicht die zürnende, nur die leidende Hortensia in ihrer zarten Jungfräulichkeit schwebte vor mir. Die Rose kam aus ihrer Hand, wie ein Juwel, dessen unendlichen Werth alle Kronen der Welt nicht aufwiegen konnten. Ich beklagte die Hinfälligkeit der Blüthe. Ich sann, wie ich sie mir, als das Theuerste aller meiner Besitzungen, am sichersten bewahren könnte; trocknete sie, wohl entfaltet, in den Blättern eines Buches, und ließ sie zwischen runden kristallenen Glasscheiben, von einem goldenen Rond umfangen, legen, damit ich sie, wie ein Amulet, an goldener Halsschnur auf der Brust tragen könnte.

Die Wechselbriefe.

Inzwischen war diese Begebenheit für mich der Anlaß mancher Unannehmlichkeit. Hortensiens Haß sprach sich von da an entschiedener gegen mich aus, als jemals. Ihr Vater, allzugutmüthig, hielt umsonst Schutzreden. Sowohl seine Ueberzeugung, daß ich ein redlicher Mann sei, als meine Brauchbarkeit in den geheimen Geschäften seines Hauses, dann auch, wie er selbst glaubte, meine Unentbehrlichkeit zur Rettung seiner Tochter, waren stark genug, ihn lange gegen alle Einflüsterungen taub zu machen, die meinen Sturz bezweckten. Bald war er nur noch der Einzige im ganzen Hause, der mich freundlicher Worte und Blicke würdigte. Ich bemerkte, wie sich gemach alle Frauenzimmer, selbst Doktor Walter, endlich auch die niedrigsten Hausdiener scheu vor mir entfernten, und mich mit einer gewissen Kälte behandelten. Ich erfuhr von dem treuherzigen Sebald, der mir wirklich ergeben blieb, daß es auf meine Vertreibung abgesehen sei, und die Gräfin geschworen habe, Jeden aus dem Dienste zu jagen, der sich unterstünde, mit mir eine Art Umgangs zu pflegen. Ihr Befehl war um so wirksamer, nicht nur, weil vom Hausarzt und Haushofmeister bis zum untersten Küchenbuben Jeder sich glücklich pries, ein Diener des reichen Hauses zu sein, sondern weil Alle mich im Grunde nur als einen Ihresgleichen betrachteten und mein unbeschränktes Ansehen beneideten.

Allerdings mußte mir solche Lage unangenehm werden. Ich lebte zu Venedig in einem der glänzendsten Häuser einsamer, als in der Wüste; ohne Freund, ohne vertrauliche Gesellschaft. Ich wußte, meine Schritte und Tritte waren beobachtet. Dennoch ertrug ich das mit Geduld. Der edle Graf litt durch Hortensiens Launen nicht minder, als ich. Er selbst suchte oft Trost bei mir. Ich war der beredteste Fürsprecher meiner schönen Verfolgerin, die mich in ihren Verklärungsstunden mit eben so vieler, fast möchte ich sagen zärtlicher, Zuneigung behandelte, als außer diesen Stunden mit den Wirkungen ihres herben Hasses und Stolzes plagte. Es schien, als würde sie abwechselnd von zwei feindseligen Dämonen beherrscht, einem Engel des Lichts und einem Engel der Finsterniß.

Als endlich aber auch der alte Graf sogar lauer zu werden anfing und zurückhaltender, da ward mir das Verhältniß unerträglich. Ich habe es erst später vernommen, wie er von allen Seiten gequält worden ist, wie besonders Doktor Walter seinen Glauben an mich in vielfältig wiederholten, kleinen, boshaften Bemerkungen zu erschüttern gesucht, und wie tiefen Eindruck einst Hortensiens Vorwurf auf ihn gemacht, da sie sagte: „Haben wir uns nicht Alle abhängig von diesem unbekannten Menschen gemacht? Man sagt, mein Leben stehe in seiner Gewalt. Gut, man besolde ihn anständig für seine Bemühungen; mehr verdient er nicht. Aber er ist auch Mitwisser unserer Familiengeheimnisse. Wir sind in unsern wichtigsten Angelegenheiten in seinen Fesseln, so daß, wenn ich auch gesund wäre, wir ihn kaum ohne Nachtheil wegschicken könnten. Wer verbürgt seine Verschwiegenheit? Seine anscheinende Uneigennützigkeit, seine ehrliche Miene kommen uns wahrlich einst theuer zu stehen. Der Graf von Hormegg wird Sklave seines Dieners, und ein Fremdling ist durch Schlauheit unser Aller Tyrann geworden. Dieser gemeine, bürgerliche Kerl ist nicht nur der Vertraute eines Grafen, dessen Geschlecht mit fürstlichen Häusern verwandt ist, sondern der Allesmacher und das Haupt der Familie."

(Schluß in der nächsten Nummer.)

Poetisches.

Das Mahl zu Heidelberg.

Von Gustav Schwab.

Von Würtemberg und Baden
Die Herren zogen aus;
Von Metz des Bischofs Gnaden
Vergaß das Gotteshaus:
Sie zogen aus zu kriegen
Wohl in die Pfalz am Rhein;
Sie sahen da sie liegen
Im Sommersonnenschein.

Umsonst die Rebenblüthe
Sie tränkt mit mildem Duft,
Umsonst des Himmels Güte
Aus Aehrenfeldern ruft:
Sie brannten Hof und Scheuer,
Daß heulte Groß und Klein;
Da leuchtete vom Feuer
Der Neckar und der Rhein.

Mit Gram von seinem Schlosse
Sieht es der Pfälzer Fritz,
Heißt springen auf die Rosse,
Zwei Mann auf einen Sitz,
Mit enggedrängtem Volke
Sprengt er durch Feld und Wald,
Doch ward die kleine Wolke
Zum Wetterhimmel bald.

Sie wollen seiner spotten:
Da sind sie schon umringt,
Und über ihren Rotten
Sein Schwert der Sieger schwingt;
Vom Hügel sieht man prangen
Das Heidelberger Schloß:
Dorthin führt er gefangen
Die Fürsten sammt dem Troß.

Zu hinterst an der Mauer,
Da ragt ein Thurm so fest:
Das ist ein Sitz der Trauer,
Der Schlang' und Eule Nest.
Dort sollen sie ihm büßen
Im Kerker trüb und kalt;
Es gähnt zu ihren Füßen
Ein Schlund und finstrer Wald.

Hier lernt vom Grimme rasten
Der Würtemberger Utz;
Der Bischof hält ein Fasten,
Der Markgraf läßt vom Trutz.
Sie mochten schon in Sorgen
Um Leib und Leben sein:
Da trat am andern Morgen
Der stolze Pfälzer ein.

„Herauf, ihr Herrn, gestiegen
In meinen hellen Saal!
Ihr sollt nicht fürder liegen
In Finsterniß und Qual.
Ein Mahl ist euch gerüstet,
Die Tafel ist gedeckt:
Drum, wenn es euch gelüstet,
Versucht, ob es euch schmeckt!"

Sie lauschen mit Gefallen,
Wie er so lächelnd spricht;
Sie wandeln durch die Hallen
Ans goldne Tageslicht.
Und in dem Saale winket
Ein herrliches Gelag;
Es dampfet und es blinket,
Was nur das Land vermag.

Es setzten sich die Fürsten,
Da mocht' es seltsam sein:
Sie hungern und sie dürsten
Beim Braten und beim Wein.
Nun, wills euch nicht behagen?
Es fehlt doch, deucht mir, nichts.
Worüber ist zu klagen?
An was, ihr Herrn, gebrichts?

Es schickt zu meinem Tische
Der Odenwald das Schwein,
Der Neckar seine Fische,
Den frommen Trank der Rhein.

Ihr habt ja sonst erfahren,
Was meine Pfalz bescheert.
Was wollt ihr heute sparen,
Wo keiner es euch wehrt?

Die Fürsten sahn verlegen
Den andern jeder an;
Am Ende doch verwegen
Der Ulrich da begann:
„Herr, fürstlich ist dein Bissen:
Doch Eines thut ihm Noth,
Das mag kein Knecht vermissen:
Wo ließest du das Brod?"

„Wo ich das Brod gelassen?"
Sprach da der Pfälzer Fritz.
Er traf, die bei ihm saßen,
Mit seiner Augen Blitz;
Er that die Fensterpforten
Weit auf im hohen Saal:
Da sah man aller Orten
Ins offne Neckerthal.

Sie sprangen von den Stühlen,
Und blickten in das Land:
Da rauchten alle Mühlen
Rings von des Krieges Brand;
Kein Hof ist da zu schauen,
Wo nicht die Scheune dampft;
Von Rosses Huf' und Klauen
Ist alles Feld zerstampft,

„Nun sprecht, von weßen Schulden
Ist so mein Mahl bestellt?
Ihr müßt euch wohl gedulden,
Bis ihr Besät mein Feld,
Bis in des Sommers Schwüle
Mir reifet eure Saat,
Und bis mir in der Mühle
Sich wieder dreht ein Rad.

Ihr seht, der Westwind fächelt
In Stoppeln und Gesträuch;
Ihr seht, die Sonne lächelt:
Sie wartet nur auf euch.
Drum sendet flugs die Schlüssel,
Und öffnet euren Schatz:
So findet bei der Schüssel
Das Brod den rechten Platz."

Parabel.

Von Friedrich Rückert.

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt ein Kameel am Halfterband.
Das Thier mit grimmigen Geberden
Urplötzlich anfing scheu zu werden,
Und that so ganz entsetzlich schnaufen:
Der Führer vor ihm mußt entlaufen.
Er lief, und einen Brunnen sah
Von ungefähr am Wege da.
Das Thier hört' er im Rücken schnauben:
Das mußt ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnen kroch;
Er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
Aus des geborstnen Brunnens Bauch;
Daran der Mann sich fest that klammern,
Und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und sah'
Dort das Kamelhaupt furchtbar nah',
Das ihn wollt' oben fassen wieder,
Dann blickt' er in den Brunnen nieder:
Da sah am Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
Der drunten ihn verschlingen wollte,
Wenn er hinunter fallen sollte.
So schwebend in der beiden Mitte,
Da sah der Arme noch das Dritte.
Wo in die Mauerspalte ging
Des Sträuchleins Wurzel d'ran er hing,
Da sah er still ein Mäusepaar;
Schwarz eine, weiß die andre war.
Er sah die schwarze mit der weißen
Abwechselnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel spühlten.
Und wie sie rieselnd niederrann,
Der Mann im Grund aufblickte dann,
Zu sehn, wie bald mit seiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.

Der Mann in Angſt und Furcht und Noth,
Umſtellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammervollen Schwebens
Sah ſich nach Rettung um vergebens.
Und da er alſo um ſich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerſtrauch mit reifen Beeren;
Da konnt' er doch der Luſt nicht wehren.
Er ſah nicht des Kameeles Wuth,
Und nicht den Drachen in der Flut,
Und nicht der Mäuſe Tückeſpiel,
Als ihm die Beer' in's Auge fiel.
Er ließ das Thier von oben rauſchen,
Und unter ſich den Drachen lauſchen,
Und neben ſich die Mäuſe nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen:
Sie däuchten ihm zu eſſen gut;
Aß Beer und Beerlein wohlgemuth,
Und durch die Süßigkeit im Eſſen
War alle ſeine Furcht vergeſſen.

Du fragſt: „Wer iſt der thöricht Mann,
Der ſo die Furcht vergeſſen kann?"
So wiß', o Freund, der Mann biſt du;
Vernimm die Deutung auch dazu:
Es iſt der Drach' im Brunnengrund
Des Todes aufgeſperrter Schlund;
Und das Kameel, das oben droht,
Es iſt des Lebens Angſt und Noth.
Du biſt, der zwiſchen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt muß ſchweben.
Die beiden, ſo die Wurzel nagen,
Dich ſammt den Zweigen, die dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuſe heißen Tag und Nacht.
Es nagt die ſchwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen;
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße wurzeluntergrabend.
Und zwiſchen dieſem Graus und Wuſt
Lockt dich die Beere Sinnenluſt,
Daß du Kamel die Lebensnoth,
Daß du im Grund den Drachen Tod,
Daß du die Mäuſe Tag und Nacht
Vergißeſt, und auf Nichts haſt Acht,
Als daß du recht viel Beerlein haſcheſt,
Aus Grabesbrunnenritzen naſcheſt.

Die Sonne bringt es an den Tag.

Von Adelbert von Chamiſſo.

Gemächlich in der Werkſtatt ſaß
Zum Frühtrunk Meiſter Nicolas;
Die junge Hausfrau ſchenkt' ihm ein;
Es war im heitern Sonnenſchein.
Die Sonne bringt es an den Tag.

Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Malt zitternde Kringeln an die Wand;
Und wie den Schein er in's Auge faßt,
So ſpricht er für ſich, indem er erblaßt:
„Du bringſt es doch nicht an den Tag."

„Wer nicht? was nicht?" die Frau fragt gleich.
„Was ſtierſt du ſo an? was wirſt du ſo bleich?"
Und er darauf: „Sei ſtill, nur ſtill!
Ich's doch nicht ſagen kann noch will.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag."

Die Frau nur dringender forſcht und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
Mit ſüßem und mit bitterm Wort;
Sie fragt und plagt ihn fort und fort:
„Was bringt die Sonne nicht an den Tag?"

„Nein, nimmermehr!" „Du ſagſt es mir noch."
„Ich ſag es nicht." „Du ſagſt es mir doch."
Da ward zuletzt er müd und ſchwach,
Und gab der Ungeſtümen nach.
Die Sonne bringt es an den Tag.

„Auf der Wanderſchaft, s' ſind zwanzig Jahr,
Da traf es mich einſt gar ſonderbar.
Ich hatt' nicht Geld, nicht Ranzen noch Schuh,
War hungrig und durſtig und zornig dazu.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Da kam mir juſt ein Jud' in die Queer;
Ringsher wars ſtill und menſchenleer:
„Du hilfſt mir, Hund, aus meiner Noth:
Den Beutel her, ſonſt ſchlag' ich dich todt!"
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Und er: „Vergieße nicht mein Blut!
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut.“
Ich glaubt' ihm nicht, und fiel ihn an;
Er war ein alter schwacher Mann.
Die Sonne bringts nicht an den Tag.

So rücklings lag er blutend da,
Sein brechendes Aug' in die Sonne sah;
Noch hob er zuckend die Hand empor,
Noch schrie er röchelnd mir ins Ohr:
„Die Sonne bringt es an den Tag!“

Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm,
Und kehrt' ihm die Taschen um und um:
Acht Pfenn'ge, das war das ganze Geld.
Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld.
Die Sonne bringts nicht an den Tag.

Dann zog ich weit und weiter hinaus,
Kam hier ins Land, bin jetzt zu Haus.
Du weißt nun meine Heimlichkeit:
So halte den Mund und sei gescheid!
Die Sonne bringts nicht an den Tag.

Wann aber sie so flimmernd scheint,
Ich merk' es wohl, was sie da meint,
Wie sie sich müht und sich erbost.
Du, schau nicht hin, und sei getrost!
Sie bringt es doch nicht an den Tag.“

So hatte die Sonn' eine Zunge nun:
Der Frauen Zungen ja nimmer ruhn.
„Gevatterin, um Jesus Christ!
Laßt euch nicht merken, was ihr nun wißt.“
Nun bringts die Sonne an den Tag.

Die Raben ziehen krächzend zumal
Nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl.
Wen flechten sie aufs Rad zur Stund?
Was hat er gethan? wie ward es kund?
Die Sonne bracht' es an den Tag.

Die Freiheit.

Von Friedrich Schlegel.

Freiheit, so die Flügel
Schwingt zur Felsenkluft,
Wenn um grüne Hügel
Weht des Frühlings Luft,
Sprich' aus dem Gesange,
Rausch' in deutschem Klange,
Athme Waldes Luft!

Was mit Lust und Beben
In die Seele bricht,
Dies geheime Leben,
Ist es Freiheit nicht?
Diese Wunderfülle,
Die in Liebeshülle
An die Sonne spricht?

Frei sich regt und froher
Ahndung in der Brust,
Und des Waldes hoher
Geist wird uns bewußt;
Linde Blütenwellen
Schlagen an und schwellen
Höher stets die Lust.

Höher noch entzündet
Flammt der Geist empor,
Wessen Herz verbündet
Sich der Freund erkor:
Für die Freiheit sterben
Sah man, Ruhm erwerben
Oft der Freunde Chor.

Brüderlich verbunden
Für der Ehre Wort,
Reißt in Todeswunden
Sturm die Edlen fort;
Auf in Ruhmes Flammen
Schlägt ihr Herz zusammen
Zu der Sonne dort.

Auch dem Vaterlande
Wird der Geist nie fern,
Ehrt in treuem Bande
Es als seinen Herrn;
Kühnen Stolzes schlagen
Freie Herzen, wagen
Dafür alles gern.

Wo nach altem Rechte
Fromme Sitte gilt,
Da sind edle Mächte

Noch der Freiheit Schild:
Jeder stark alleine,
Stärker im Vereine,
Ist des ganzen Bild.

Doch die höchste Liebe
Nimmt wohl andern Lauf:
Daß ihr Eines bliebe,
Giebt sie alles auf:
Irdisch hier in Thränen,
Steigt ihr sanftes Sehnen
Dann zum Licht hinauf.

Jeder mag es finden,
Wer in sich versenkt,
Wie ihn Leiden binden,
An den Himmel denkt:
Ledig aller Sorgen,
Ist der ew'ge Morgen
Seinem Geist geschenkt.

Eins sind diese dreie,
Eine Freiheit ganz;
Einer Sehnsucht Weihe
Flicht zu Einem Kranz
Frühlings Maiesblühen,
Heldenherzens Glühen
Und des Himmels Glanz.

Freiheit, ja ich fühle
Deine Liebesglut;
Du bist der Gefühle
Herz und Lebensblut.
Sprich aus dem Gedränge,
Rausch' in Adlers Klänge,
Athme deutschen Muth!

Buntes und Allerlei.

Die stillen Stunden.

Ja! glaubt es mir,—in eines jeden Menschen Leben kommen gar manche Stunden vor, die ich die stillen zu nennen pflege,— sagte der alte Herrmann einst im Kreise seiner Kinder. Das sind sehr wichtige Stunden, liebe Kinder, die Niemand unbenutzt lassen sollte, wenn sie da sind, und jeder voraus berechnen sollte, ehe sie kommen.

Ich sprach in meiner Jugend einmal mit einem Manne, der seine Frau und Kinder verlassen hatte, um anderswo mit einer Andern glücklicher zu sein. Er war es nicht, und die Ursache, warum er's nicht war, lag an den stillen Stunden,—das sagte er selbst. Wenn man in der Nacht aufwacht, oder von einem frohen lärmenden Kreise durch die öden Straßen heimkehrt, oder wenn man über einem Buche, welches uns hie und da ans Herz trifft, gleichsam alles um sich her vergißt; kurz eh' man sichs versieht, wird es still um einen her, und dann geschieht gewissermaßen, was beim stillen Wasser vorkommt,—man sieht bis in die Tiefe hinunter, in die Vergangenheit, in die Entfernung zurück.

Denket daran, liebe Kinder, wenn ihr je in die Versuchung kommt, einen unüberlegten Streich ausführen zu helfen; denkt daran, daß es stille Stunden gibt. Im Taumel des geselligen Lebens, in den Vorbereitungen zu Bällen und Partieen, in dem Glanze prächtiger Zimmer, da tritt freilich jede herbe Erinnerung zurück. Aber wenn die Musik verstummt, wenn die Kerzen erlöschen, wenn der Rausch verdünstet,—da kömmt sie wieder, wie ein Gespenst kömmt sie durch verschlossene Thüren, wankt bei'm Mondschein im Schatten an der Wand, und knirscht in der heulenden Wetterfahne, die der Wind dreht.

Fragt, ich sag' es noch einmal, fragt euch bei jeder bedenklichen Handlung, die ihr thun wollt: Wie werde ich sie in meinen stillen Stunden ansehen?

Der Kaiser in der Waagschale.

Acbar der Große gehört unstreitig zu den besten Regenten, die Hindostan gehabt hat. Das

Glück seiner vielen Millionen Unterthanen war das stete Ziel seiner landesväterlichen Sorgen Wissenschaften und Künste hatten an ihm einen theilnehmenden Beschützer: insbesondere war die Gesetzgebung sein Lieblingsstudium. Un-

prächtig er übrigens bei und über Dritten Pomp haßte, so führte er dennoch eine Sitte ein, die mit großer Feierlichkeit begangen wurde, um den Armen Etwas zufließen zu lassen. Er ließ sich nämlich jährlich zweimal wiegen, indem er sich in eine Schale setzte, während die andere mit verschiedenen Sachen angefüllt wurde. Das erstemal wurde der Kaiser an seinem Geburtstag, am ersten October, und zwar zwölfmal hinter einander gewogen, indem man die Schale immer mit neuen Artikeln beschwerte Diese waren: Gold, Queckſilber, rohe Seide, kostbare Specereien, Muscus, berauschende Droguen, geschwolzene Butter, Eisen, Reißmilch, acht Arten von Getraide, und Salz. Alle diese Dinge wurden hierauf dem Volke Preis gegeben. Zu gleicher Zeit verschenkte man so viele Schafe, Ziegen und Hühner, als der Kaiser Jahre zählte; auch gab man vielen wilden Vögeln, die man eingesperrt hatte, an diesem Tage ihre Freiheit.

Das zweitemal ließ sich der Kaiser am fünften Tage des arabischen Monats Rejib wiegen Er bestieg achtmal die eine Schale, während man in die andere folgende Dinge nach einander legte: Silber, Zinn, leinene Kleider, Blei, getrocknete Früchte, Safranöl und Gemüse.

Auch die Söhne und Enkel des Kaisers wurden sämmtlich einmal des Jahrs gegen acht bis zwölf verschiedene Artikel gewogen. So viel Jahre sie zählten, so viele Thiere erhielten ihre Freiheit. Um die großen Unkosten dieser Ceremonie zu bestreiten, hatte Acbar einen eigenen Schatzmeister und Secretair angestellt.

Etwas von dem Räuber Cartouche.

Man erzählt folgendes Postabenteuer von dem berühmten Cartouche. Zufällig traf er in der Kutsche eine junge schöne Dame, die Trauerkleider trug und mit einigen Dienern nach Paris wollte. Das arme Wesen war die Wittwe von einem alten reichen Herrn in Marseille und wollte nach der Hauptstadt, um sich mit ihrem Advokaten auseinanderzusetzen und ihres Gatten Testament zu vollziehen. Der Graf von Grinche (denn so wurde der Mitreisende genannt) war eben so aufrichtig, wie die hübsche Wittwe es gewesen, und sagte ihr, daß

er Hauptmann in dem Regiment von Nivernois sei, und nach Paris reise, um sich eine Obristenstelle zu kaufen, welche ihm seine Verwandten, der Herzog von Boullon, der Prinz von Montmorenci, der Commandeur de Tremoille durch ihren Einfluß bei Hofe verschaffen würden. Auf der viertägigen Reise spielte der Graf Ludwig Dominic de Grinche seine Karten so gut, daß die arme kleine Wittwe ihren verstorbenen Gatten halb vergaß, und ihre Augen glänzten von Thränen, als der Graf ihr beim Abschiede, bei einem Abschiede wie er hoffte auf nur wenige Stunden, die Hand küßte.

Tag und Nacht folgte ihr der liebenswürdige Graf, und als nach vierzehn Tagen mitten in einer traulichen Unterhaltung er plötzlich eines Morgens vor ihr in die Knie sank, und sagte: ‚Leonore, liebst Du mich?" da stieß das arme Ding den liebenswürdigsten, zärtlichsten, süßesten Seufzer von der Welt aus, und lispelte, indem sie ihren erröthenden Kopf auf seine Schulter sinken ließ: „O Dominic, ich liebe Dich! Ach!" sprach sie, „wie edel mein Dominic handelt, daß er, der reiche Edelmann, mich mit dem Wenigen, was ich habe, nimmt!" Die Sache verhielt sich nämlich so: die Titel und liegenden Gründe des alten Barons waren an seine Neffen gekommen; seiner Wittwe blieben nur 300,000 Livres Staatsrenten — zwar eine hübsche Summe, aber doch nicht mit dem Vermögen des Grafen Dominic. Grafen von Grinche, Herrn de la haute Pigre, Baron de la Bigorne zu vergleichen; er hatte so viel Güter und Reichthum, daß er berechtigt war, mindestens nach der Hand einer Herzogin zu trachten.

Die unglückliche Wittwe argwöhnte auch nicht einen Augenblick, wie grausam ihr mitgespielt wurde, gab auf Begehren ihres Verlobten ihr Geld her, setzte es in Gold um, um es an dem Tage, wo der Contract unterschrieben wurde, ihm zu übergeben. Der Tag kam und nach französischer Sitte waren die Verwandten bei-

der Parteien zugegen. Die Verwandten der Frau waren, obschon sehr achtbar, doch nicht vom höchsten Adel, indem sie meist dem Beamten- oder Richterstande angehörten; es waren

und seine Gattin, ein Generalpächter, ein Richter von einem Pariser Gerichte und dergleichen

gesetzte und achtbare Leute mehr. Der Herr Graf de la Grinche seinerseits war nicht um Namen verlegen, und da er aus der ganzen Pairschaft zu wählen hatte, so hielt er einen ganzen Zug Montmorencis, Crequis, de la Tours und Guises in Bereitschaft. Seine Geschäftsführer brachten seine Papiere in einem Beutel und legten die Grundrisse von seinen Gütern und die Titel seiner ruhmwürdigen Vorfahren vor. Die Anwälde der Wittwe hatten deren Geld in Säcken, und zwischen dem Golde hier und dem Pergamente dort lag der Contract, welcher die 300,000 Livres der Wittwe zum Eigenthum des Grafen de Grinche machen sollte. Eben wollte der Graf de Grinche unterzeichnen, als der Marschall de Villars auf ihn zutrat und sagte: „Hauptmann, wißt Ihr wer der Präsident des Gerichtshofes von Aix dort ist? Es ist der alte Mannasseh von Brüssel. Ich versetzte bei ihm eine goldene Uhr, die ich von Cadogan stahl, als ich mit Marboroughs Armee in Flandern war."

Dann kam der Herzog de la Roche Guyon sehr unruhig heran: „Potz Wetter!" sprach seiner Gnaden; „die Frau des Generalcontrolleurs ist Niemand anders als die alte Hexe von Margoton, welche" — hier wurde die Stimme des Herzogs de la Roche Guyon leiser.

Cartouche lächelte anmuthig und trat an den Tisch. Er nahm eines von den 15,000 Goldstücken der Wittwe auf, es war ein so schönes Stück Kupfer, wie man nur immer sehen konnte. „Meine Theure," sprach er höflich, „hier findet ein Mißverständniß Statt, und es ist besser die Sache abzubrechen."

„Graf!" stotterte die arme Wittwe.

„Galgengraf!" antwortete er, „mein Name ist Cartouche."

Lebens- und Weisheitsregeln.

Beobachtung.

Wenn die Weisen, nachdem sie mit den Einflüssen der Wahrheit erfüllt sind, sich darauf in der Welt verbreiten, — so verlieren sie darin sehr oft, was sie gewonnen hatten. Es geht ihnen, wie den Handwerkern und Taglöhnern, die am Sonntage in der Schenke durch Essen und Trinken das wieder aufgehen lassen, was sie in der Woche verdienen.

Lehre.

Geisteswerke finden ihren eigentlichen Lohn in sich selbst. Stunden der Weihe sind auch Lebensgenuß; und der hat sie nie gekannt, der ihren Werth blos nach dem Metalle abmißt, mit welchem sie aufgewogen werden sollen, oder nach dem größtentheils unreinen Weihrauche, der ihnen folgt.

Verlust.

Gut verloren, — nichts verloren;
Muth verloren, — halb verloren;
Ehr' verloren, — Alles verloren.

Würde und Werth.

Mein Guter! zwischen Würde und Werth
Ist eine große Kluft;
Dein Ehrenamt wird nur geehrt,—
Dich selber nennt man: — Schuft!

Lob.

Das Lob: „Er ist ein guter Mensch!" ist oft sehr zweideutig; es bezeichnet vielfältig nichts weiter, als daß es dem Gelobten an Selbstständigkeit fehlt.

Der Weise.

Ist man von der Sehnsucht beseelt, ein sehr reizendes Land zu sehen, — so bekümmert man sich wenig um die Mühseligkeiten der Reise und die bösen Stellen des Weges. So verhält es sich mit dem Weisen in Beziehung auf das andere Leben. Der Weg bis dahin, oder der Tod, findet kaum eine Stelle unter seinen Gedanken.

Die Erziehung.

Die Erziehung unterdrückt nur die äußere Heftigkeit, vermehrt aber die innere; das gesellige Oel stillt nur die Wogen der Oberfläche, nicht der Tiefe, die sich zuletzt doch stürmend emporarbeitet. Männer haben immer mehr äußeres Aufbrausen, als inneres. Jede innere Aufbrausung wird aber eine äußere, wenigstens durch Wechsel des Gegenstandes.

Die Todten.

Wir sollen uns weniger über die Todten als über die Lebenden betrüben;—und in der That, wie möchte der Weise wegen der Verstorbenen trauern, da es seine tägliche und beständige Trauer ist, im Leben und in dieser niedern Welt zu sein.

Des Menschen Wille.

Wer keinen Charakter hat, ist kein Mensch, sondern nur eine Sache; Charakter aber ist ein vollkommener Wille. Der Mensch kann immerhin was er soll; und wenn er sagt: ich kann nicht, so will er nicht.

Menschen und Uebel.

Wo Menschen sind, da sind auch Uebel,
Mit ihrer Zahl wächst ihre Kümmerniß;
Und ach! gleich anfangs waren, laut der Bibel,
Schon ihrer Zwei zuviel im Paradies.

Die Lebensgefährten.

Gott im Gemüth', die Lieb' im Herzen,
Vernunft im Kopf' — das sind drei Kerzen,
Um alle Lebensnacht durchzuscherzen.

Nothwendiger Wunsch.

Soll die Seele in Kraft bleiben, so wünsche dir zuweilen einen schlimmen Tag!

Betrübende Wahrheit.

Die Wissenschaften sind wie die Erde; man kann nur einen kleinen Theil davon besitzen.

Tugendmesser.

Wie groß deine Tugend sei, das zeigt sich am Besten bei der Schwachheit deines Nächsten, die dich plagt und drückt. Denn die Gelegenheiten machen den Menschen nicht erst schwach und brechlich, — sondern sie zeigen nur, wie schwach und brechlich er schon sei.

Der Sturm der Zeiten.

Auch der wilde Sturm der Zeiten
Soll dich mehr für ihn bereiten;
Alles soll zu dem dich leiten,
Der zum Sturm': Verstumme! sprach.
Sollst du auch mit Hindernissen
Schwer und lange kämpfen müssen:
Schau' auf ihn, und folg' ihm nach!

Das Bleiben in Gott.

Damit der Erdball nicht weiche und vergehe, hat der Schöpfer ihn mit unsichtbaren Banden an die Sonne gebunden; damit die Menschheit nicht versänke und verginge, ist sie geknüpft von Gott an Gott. Jede Entfernung bringt Unheil; die völlige Losreißung, wäre sie möglich, würde den Untergang zur Folge haben, würde Tod und Vernichtung im Augenblicke sein. Denn in ihm leben, weben und sind wir.

Lehre.

Je schlechter ein Volk wird, desto höflicher werden die Menschen gegen einander.

Warnung.

Wer auf Nebensachen zu starkes Gewicht legt, verfehlt das Wesentliche. Du willst einem ärgerlichen Maulwurfshaufen aus dem Wege gehen, und verfehlst darüber den Pfad, der dich auf die sonnenhelle Höhe führen würde.

Offenbarung Gottes.

Vernehmlich offenbaret dir die Gottheit sich;
Denn kräftig redet sie aus dir in dich.

Heiß und Kalt.

So war der Mensch zu allen Zeiten,
So ist er jung; so bleibt er alt;
Heiß ist er gegen Kleinigkeiten,
Und gegen große Dinge – kalt.

Räthsel.

Verträglich in der Unschuld Kleid,
Sind wir auf grüner Flur zerstreut; —
Allein! man störet unsren Frieden,
Umgibt, die Waffen in der Hand,
Von allen Seiten unser Land,
Und zwingt uns, gegen uns zu wüthen.
Hier tritt besiegt ein Theil der Kämpfer ab,
Dort sinkt bei'm bangen Klaggeläute
Der Bruder an des Bruders Seite,
Vom Feind' verfolgt, in's offne Grab;
Kaum, daß die Ehre ihm noch übrig bleibt,
Daß man den Todesfall in's Sterbregister schreibt,
Doch ruhig! Stützt uns nicht, bei unsres Kummers Wehen,
Der süße Trost: „Wir werden auferstehen?"

Auflösung des Räthsels im zweiten Hefte: Nachtschatten.

PAGE(S) MISSING